

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugpreis: Mo. allch 1 Mark, Einzelnummer 15 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6803

Verantwortlicher Schriftleiter: Felix Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adenstraße 16
Fernsprecher S.-A. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Anzeigenpreis: Für die 10 gespaltene Millimeterzeile 1,30 Mk.
Eingetragen in die Reichspostzeitungsverliste

Zucker, Zoll und Zentrum

Von unserm parlamentarischen Mitarbeiter

Die aufstrebende Stadtwirtschaft des Mittelalters entwickelte einen fruchtbaren Handel und Wandel. Von Stadt zu Stadt gruben Karawanen schwerer Lastwagen diese Straßen durch Feld und Wald. Etwas in der gleichen Zeit zerbröckelten die Vorrechte der Lebensherrschaften. Der einst in Glanz lebende Ritterstand sank von Stufe zu Stufe und wurde zur Landplage. Überall wo der Kaufmann friedlich seinen Weg zog, lauerten die Föderliche und Föderliche, die Bredams und Krauchwize in Busch und Aue. Mit Hakt und Hasso ging über die Pfefferstraße her. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Raub und Mord, Dieberei und Gewalt. Bis die Stadtknechte vor die Mauern der festen Burgen zogen und dem Spul ein Ende machten. Dann ging's um Kopf und Kragen.

Das Mittelalter ist vorbei. Aber sie leben noch, die Herren vom Großgrundbesitz und Adel. Großspurig, hartherzig und brutal. Wie ihre Vorfahren! Nur die äußere Form hat sich geändert. An die Stelle von Wams und Harnisch ist die Lederröhre und der Frack getreten. Helmschärpe und Visier sind zum Monotel geworden. Der Schauplatz ihrer Räuberei ist von der einsamen Straße in die Staatsverwaltung und das Parlament verlegt. Ihre Blünderungen sind gewissermaßen „geschlechtlich“ geworden. Der Staat hat sie unter der Fabrikmarke „Gleichberechtigung“ — „sanktioniert“, solange die modernen Stadtknechte des 20. Jahrhunderts die Burgen von uralten Vorrechten und die Wälle von politischer Dummheit und Gleichgültigkeit nicht zu Boden legen.

In Deutschland ist Zollpolitik Zuckerpolitik. Jede Zoll-erhöhung bringt dem Großgrundbesitz Liebesgaben. Die letzte Zollregelung, welche im Reichstag kurz vor dem Auseinandergehen durchgepeitscht wurde, beweist es erneut. Sie ist ein in- samer Raubzug auf die Taschen des Volkes. Ein unerhörter Anschlag auf die Volksgesundheit. Daneben eine außenpolitische Katastrophe ohne Gleichen. Vor wenigen Wochen noch ließ die Regierung in Genf ihre Zustimmung zum Abzug der Zoll-grenzen erklären. Die Erklärungen der Regierung und die Reden von Stresemann, Curtius und Köhler für Zollabbau sind nicht weiter als buntebemalte Kulissen, hinter denen Schiele, der deutschnationalen Ernährungsmisler, seinen Überfall in Ruhe vorbereiten konnte. Die Welt wird den Kopf schütteln. Wer kann sich noch wundern, wenn man draußen von der Zweibeutigkeit deutscher Politik spricht?

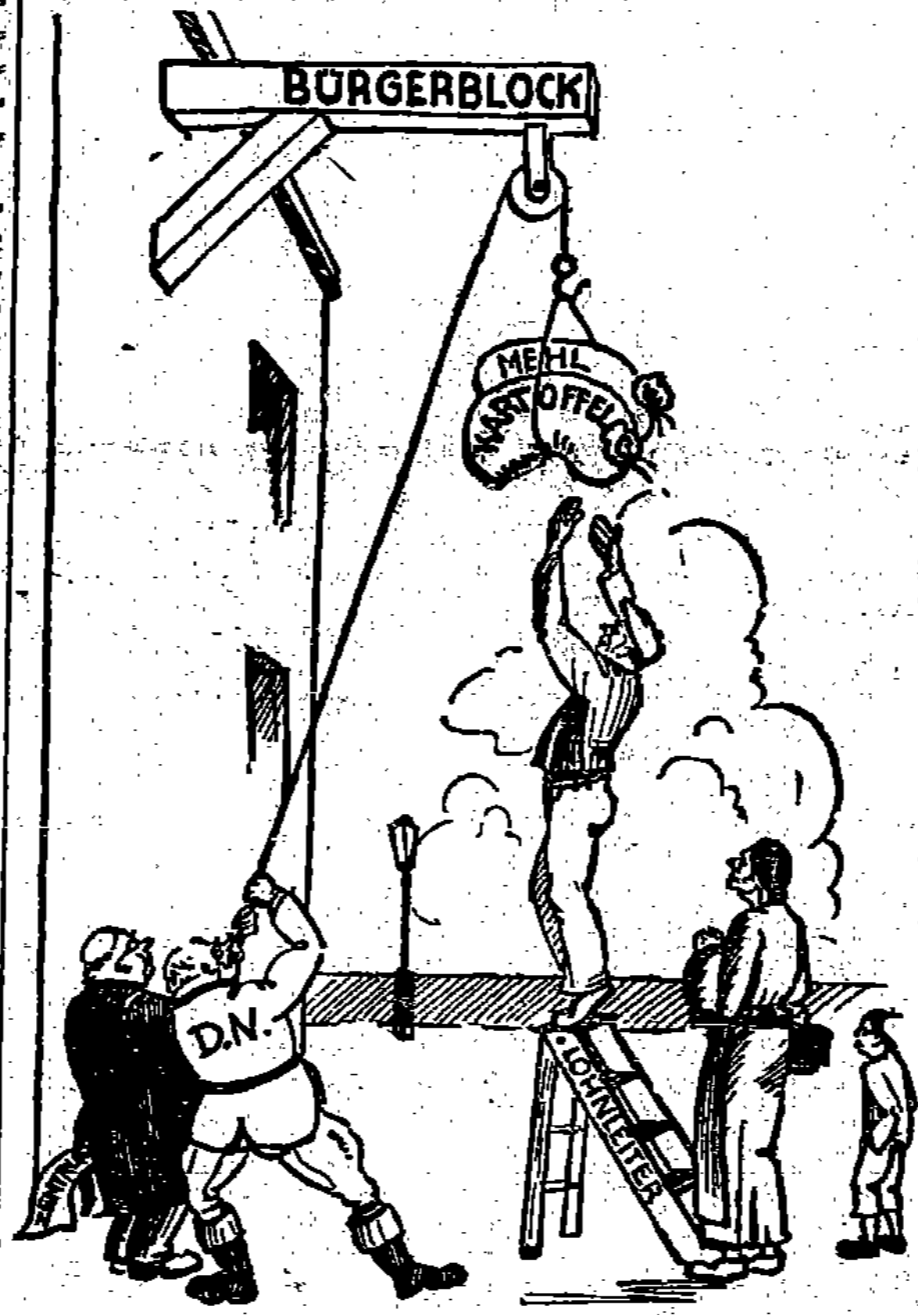
Der Schaden ist aber größer. Die deutsche Handelspolitik gerät immer mehr in die Sackgasse. 1925 begründete man die hohen Industriezölle damit, daß sie Verhandlungsschilde für den Abschluß von Handelsverträgen sein sollten. Was ist daraus geworden? Wir stehen heute an derselben Stelle wie 1925. Die wenigen abgeschlossenen Handelsverträge sind ungünstig. Der französische Handelsvertrag ist ohne Erneuerung abgelaufen. Ein Vertrag mit Kanada, der die Vorbedingung für eine Verständigung mit Afrika und Australien ist, kommt nicht zustande. Mit Polen führen wir seit zwei Jahren einen Zollkrieg. Der ganze deutsche Osten leidet unter dieser Tatsache. Polen allein könnte bei einer Verständigung nahezu 10 vH unserer gesamten Ausfuhr aufnehmen. Die deutschnationalen Handelspolitik ist ein einziges Trümmersfeld. Wir haben keine Verträge bekommen, sind aber auf unseren hohen Zöllen sitzen geblieben. Die deutsche Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt ist geschwächt, weil die Kartelle mit ihrer Übermacht die Zollhöhe zu Preis-erhöhungen auf dem Inlandsmarkt ausnützen. Preis-erhöhungen und Konkurrenzunfähigkeit haben seit 1925 zur Verlängerung und Verschlimmerung der Wirtschaftskrise beigetragen.

In dieser verfahrenen Sachlage wollen die deutschnationalen Wirtschaftler nichts anderes, als dem deutschen Michel ein neues Zollbrot zu reichen. Das Gleichgewicht zwischen Industrie- und Landwirtschaftszöllen sei gestört und müsse wieder hergestellt werden. Diese Behauptung ist grundfalsch. Die Preis-erhöhung für pflanzliche Erzeugnisse der Landwirtschaft geht weit über die Preisentwicklung der Industrieerzeugnisse und die Steigerung der Reallohn hinaus. Am 2. Juli 1927 stand der Index für industrielle Rohstoffe auf 131,7, der für Agrar-produkte aber auf 138. Der Index für Nahrungsmittel ist sogar auf 166,6 gestiegen. Wie kann man bei dieser Entwicklung noch vom Gleichgewicht zwischen Industrie und Landwirtschaft reden. Zu dieser Regierung muß der letzte Funken von Vertrauen im In- und Ausland verlöschen. Vor wenigen Monaten hat der deutsche Landwirtschaftsrat die Öffentlichkeit durch falsche Vor- zugszahlen getäuscht. Dadurch sind in völlig unberücksichtigter Weise die Roggenpreise künstlich in die Höhe getrieben. Die so erreichte Preis-erhöhung ist jetzt durch die Erhöhung der Mehlzölle stabilisiert. Aber damit nicht genug! Die Ausplünderung wird bei den wichtigsten Lebensmitteln der arbeitenden Bevölkerung fortgesetzt. Zucker, Kartoffeln und Schweinefleisch sind ebenfalls mit Zoll-erhöhungen bedacht.

Zunächst der Zuckerrückgang. Die schwierige Lage der Zucker- industrie ist längst überwunden. Es geht ihr heute wieder gut. Der Anbau von Rüben und die Herstellung von Rohzucker haben bereits wieder erheblich zugenommen. Auch die Preis- gebaltung ist für die Zuckerindustrie glänzend. Der Rohzucker wurde 1913 mit 0,25 M notiert. Er stand am 20. Juni auf 15,60 M. Das ist eine Preis-erhöhung um 70 vH. Ähnlich steht es mit dem Rohzucker. 1913 kostete das Pfund 22,5 S, am 20. Juni dagegen 40 S. Auch das ist eine Steigerung von 80 vH. Seit etwa einem Jahre steigt der Zuckerrückgang ununter- brochen. Das Zuckertartel treibt die Inlandspreise, eine Rück- sicht auf den deutschen Verbraucher in die Höhe, um den

billigeren Absatz im Ausland zu steigern. Das ist die Vater- landsliebe der „Nationalisten“. Jede weitere Zoll-erhöhung be- deutet nur eine Profit-erhöhung für das Zuckertartel. Den Rübenbauern nützt sie gar nichts. Will man den Zuckeraufbau fördern, dann Sorge man für Steigerung des Verbrauchs im Inland. Eine Abgabe von Zucker für das Ausland ist bei den heutigen Weltmarktpreisen nur unter den deutschen Gestehungs- kosten möglich. Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß wir eine Prämie auf unsere Inlandspreise von rund 200 Mil- lionen zahlen müssen, um die Ausfuhr zu ermöglichen. Diese 200 Millionen müssen vom deutschen Verbraucher ausgebracht werden. Jede weitere Verteuerung bedeutet aber Rückgang und Einschränkung des Absatzes. Dabei hat Deutschland pro Kopf schon heute einen geringeren Zuckerverbrauch als fast alle anderen europäischen Länder. Zucker ist aber ein hochwertiges Nahrungsmittel besonders für Kinder.

Noch viel brutaler in ihrer Wirkung werden die Kartoffel- zölle sein. Der Kartoffelzoll soll eine Maßnahme für den Bauernschutz und eine Förderung der Siedlung sein. Diese Be- gründung ist ebenso lächerlich wie unsinnig. Dem Kleinbauern



wird überhaupt kaum damit geholfen. Es steht fest, daß der über- wiegende Teil des handelsmäßigen Verkaufs der Kartoffel von den Großbetrieben in der Landwirtschaft bestritten wird. Die Kleinbetriebe brauchen ihre Kartoffelernte zum größten Teil selbst zur Ernährung und Fütterung. Bei einer guten Kartoffel- ernte nützt außerdem ein Zoll überhaupt nichts. Bei einer schlechten Ernte aber, wenn die Preise sowieso schon in die Höhe gestiegen, wirkt die künstliche Preis-erhöhung durch Zoll geradezu katastrophal. Bei der schlechten Kartoffelernte 1926 stieg der Preis für den Zentner im Großhandel auf 5,45 M gegenüber 2,40 M im Jahre 1913. Im Einzelhandel kostete das Pfund Kartoffeln 1913 = 3 S. Es kostet jetzt 10 S und mehr. Das ist eine Steigerung um 230 vH. Trotzdem hat die Regierung den Mut zu neuen Preis-erhöhungen durch Einführung von Zoll. Nicht einmal der Obrigkeitsstaat der Vorkriegszeit hat seinen Untertanen die Zumutung eines Kartoffelzolls gestellt. Die Ver- zollung der Kartoffel ist ein Verbrechen am Volk, denn die Kartoffel ist für den überwiegenden Teil des Volkes das Haupt- nahrungsmittel.

Auf der gleichen Linie steht der Zoll auf Schweinefleisch. Obwohl gerade die Preise für Schweinefleisch seit längerer Zeit, gemessen an der allgemeinen Preis-erhöhung, nicht übermäßig hoch waren, gibt es weite Schichten, für die Schweinefleisch nach wie vor ein Luxus ist. Mit dem Zoll hat das gar nichts zu tun. Von jeder Steigerung der Preisentwicklung für Schweinefleisch im engsten Zusammenhang mit dem Bestand an Schweinen. Geht er zurück, dann steigen die Preise. Wird er größer, dann sinken sie. Wenn man den Schweinezüchtlern helfen will, dann soll man eine Verbilligung der Futtermittel anstreben, damit Anzucht und Mast sich verbilligen. Aber man denkt gar nicht an solch- wirklichen Mittel. Im Gegenteil! Ein Antrag der Sozialdemo- kratie auf zollfreie Einfuhr von Futtermitteln und Beilegung des Gerstenzolls wurde vom Bürgerblock abgelehnt. So steht in Wirklichkeit die Hilfe für den Klein- und Mittelbauern aus. Die ganze Zoll-erhöhung ist eine einzige Liebesgabenpolitik für

die Großgrundbesitzer und Zunker der Deutschnationalen Volkspartei. Werkt auf! Das Volk soll bei vollen Scheunen hungern! So verkündete Westarp es vor Jahren schon im Reichstag.

Die ganze Zoll-erhöhung vom Juli 1927 hat mit wirt- schaftlichen, sachlichen Gesichtspunkten nichts zu tun. Die Rechts- parteien bemühten sich nicht einmal, die gegen sie gerichteten An- griffe abzuwehren. Sie stimmten einfach alles nieder und sicher- ten sich so ihren Zudaslohn für den Verrat ihrer „heiligsten nationalen Güter“. Die Zölle sind die Bezahlung für die Zu- stimmung der Deutschnationalen zum Kriegsgeräteegeß. Poli- tische Selbstentmannung um nackter Profite willen! Gießt du mir meine Zölle, gebe ich dir meinen Nationalismus! Eine Hand wäscht die andere.

Auch dieser Schacher vollzog sich wieder einmal zwischen den Deutschnationalen und dem Zentrum. Noch im August 1925 versicherten die Zentrumsbredner bei der Verabschiedung des Zolltarifes, daß das Zentrum einer weiteren Erhöhung der Zollhöhe vor Ablauf von 2 Jahren auf keinen Fall seine Zu- stimmung geben werde. Trotzdem stimmte das Zentrum im Vor- jahre den Zoll-erhöhungen auf Roggen, Weizen, Mais, Futter- gerste und Mehl zu. Trotzdem stimmte es auch jetzt wieder den Zucker-, Mehl-, Kartoffel- und den Schweinezöllen zu. Mit Ausnahme des früheren Reichszankers Birth, der mutig seine rote Meinungsmeinung gemeinschaftlich mit den Sozialdemokraten in die Urne legte, hat das Zentrum sein heiliges Versprechen ge- brochen. Wir müssen es den Zentrumarbeitern sagen, wohin sie kommen, wenn Treue und Glauben bei der Stunde gehen.

Zentrum und Deutschnationalen stehen gemeinsam am Bürgerblock und ziehen immer wieder die nötigsten Lebens- mittel so hoch, daß sie für den Arbeiter auch von der höchsten Stufe seiner viel zu niedrigen Lohnleiter aus unerreichbar sind. Während die Deutschnationalen bei diesen Geschäften nur die Befriedigung ihrer nackten Geldsachinteressen im Auge haben, will das Zentrum sein Schulgesch unter Dach und Fach bringen. Das Zentrum möge bedenken, daß alle seelische und religiöse Fürsorge Unsinn ist, solange dem Menschen das Nötigste zum Leben und Essen fehlt. Jede Zoll-erhöhung ist eine Schmach und Schande, solange in Deutschland Kinder hungern. Die jährliche Weizenbelastung für eine kleine Familie durch die jetzige Zoll-erhöhung beträgt 48,72 M. Das ist ein neues Sünden der Reallohn.

Wenn Handel und Wandel blühen sollen, dann muß die Kaufkraft des Volkes gesteigert werden. Dazu brauchen wir eine Erhöhung der Löhne. Eine gesunde Lohnpolitik fällt uns nicht als ein Geschenk vom Himmel in den Schoß, sie will erkämpft werden. Stärkung der Gewerkschaften ist dringender nötig denn je! Daneben drängt sich der Arbeiterkampf aber auch immer mehr die Pflicht zur politischen Aufklärung auf. Die Wirkungen der Bürgerblockpolitik sind in jedem einzelnen Haushalt zu spüren. Die Frauen werden es am ehesten merken. Noch ist die Politik den Besthenden in Deutschland ein „Tischlein deck dich“. Aber wenn sich das Volk rührt, wenn es sich redt und streut, dann wird der Wahltag ein Zahltag, dann wird aus dem „Tisch- lein deck dich“ ein: „A n ü p p e l a u s d e m S a c k!“ O g o h l

Aus dem Leben eines Scharfmachers

Von August Erdmann

II

Im Jahre 1905 nahm Kirdorf, einer Einladung Schmollers folgend, an der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Mannheim teil. Bei der Verhandlung über das Syndikatswesen be- teiligte er sich an der Aussprache. Er wisse, daß er bei der Mehrzahl der Anwesenden für die Auffassung, die er vertrete und die zu vertreten er sich nach seiner innersten Überzeugung für verpflichtet halte, kein Ver- ständnis finde; nach seiner Auffassung ständen er und die Seinen eines voreingenommenen abschließigen Beurteilung gegenüber:

„Sie empfehlen vom Lehrstuhl herab gesetzliche Maßnahmen. Wir, die wir nachher damit arbeiten müssen, sind leider die einzigen, die die Verantwortung tragen, wenn ein solcher Eingriff ins Wirtschafts- leben vorgenommen wird. Es ist leicht, Kritik zu üben und ange- bliche oder tatsächliche Mängel hervorzuheben, aber es ist außer- ordentlich schwer, ihnen rechtzeitig vorzubeugen und den Weg zu gehen, der allen Interessen entspricht.“

„Alo auch der Wissenschaft gegenüber „Herr im Hause“; ihre Ver- treter haben kein Verantwortungsgefühl, kein Verständnis für das Ge- meinwohl. Beides ist nur bei dem Unternehmertum und seinen Wort- führern zu finden, weshalb auch diese einzig und allein über das Wirt- schaftslieben zu befinden haben!“

Begüglich der Arbeiterfrage wiederholt Kirdorf auch bei dieser Ge- legenheit mit aller Schärfe, daß er jedes Verhandeln mit Arbeiter- organisationen ablehnt, weil er sich nach keinen Erfahrungen nicht das geringste versprechen kann in der Richtung, daß es dadurch zu be- friedigenden Kompromissen, zu einer gewissen Ruhe für einige Zeit kommen wird.“ Im Gegenteil ist Kirdorf, der Ansicht, daß der Kampf dann ein viel schärferer wird, denn der Zweck der Arbeiterorganisation ist der Kampf um die Herrschaft oder um die Vernichtung des ganzen wirtschaftlichen Wühlens unserer Industrie.“ Bei dieser Ge- legenheit offenbart Herr Kirdorf dann auch, daß er die christlichen Organisationen keineswegs für ungefählicher hält als die sozialistischen Verbände. Ihm seien die letzteren sogar lieber, denn sie kämpfen offen und stellen auf den Umsatz, aber die christliche Organisation kämpft unter falscher Flagge, unter dem Mantelchen christlicher Liebe und Ein- tracht und strebt schlimmeren Zielen zu; sie weiß ganz genau, daß, wenn die sozialdemokratische Seite ihr Endziel erreicht hat, den Um- sturz und die sozialistische Gesellschaft, diese nicht von langer Dauer ist; sie rechnet darauf, daß sie die Herrschaft bekommt, und dann wird nicht allein die Industrie von ihr geknechtet, sondern auch die ganze Geistes- freiheit.“

Im Verein der Industriellen des Regierungsbezirks Köln spricht um diese Zeit Kirdorf nach einem Vortrage von Professor Ehrenberg

Die faulen deutschen Arbeiter Schluß mit den Lohnforderungen

Wieder ein Professor gegen die deutsche Arbeiterschaft

In der Zeitschrift der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände „Der Arbeitgeber“, versucht Herr Professor Dr. v. Thjaza, in einem Aufsatz: „Ford's Lohnmotiv und die deutsche Wirtschaft“ eine scharfe Attacke gegen die deutsche Arbeiterschaft und die deutschen Gewerkschaften zu richten. Der Professor will nachweisen, daß die amerikanische Art der kaufkrafterhöhenden Wirkung des Lohnes für den jetzigen Zustand der deutschen Wirtschaft nicht angebracht ist und führt im einzelnen die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Schichtung, den jeweiligen Stand der Wirtschaft, die Verfassung der Arbeiterschaft und die Lohnentwicklung der verschiedenen Zweige der Wirtschaft an. Wir wollen die Ausführungen des Herrn Professor etwas näher beleuchten, die er über die verschiedene Verfassung der Arbeiterschaft in Amerika und Deutschland und die Lohnentwicklung der ungelerten und gelernten Arbeiterschaft zum besten gibt. Der Herr Professor sagt nämlich, daß der deutsche Unternehmer, der nur nach Leistung zahlen kann, den deutschen Arbeiter unter gleichen Bedingungen nicht so hoch entlohnen kann, als der amerikanische Unternehmer den amerikanischen Arbeiter, weil der deutsche Arbeiter „bei weitem nicht so fit und körperlich gewandt wie auch geistig regsam als der Amerikaner, mehr schwerfällig, körperlich wie geistig, dafür aber etwas philosophisch angelegt, gern grübelt, lange und breite Probleme erörtert und mit großer Gründlichkeit an sein Werk geht“. Infolgedessen ist der deutsche Arbeiter für die Massenfabrikation nicht geeignet. Er kann nicht die gleiche Menge in der gleichen Zeit schaffen und das muß im Lohn und in der Arbeitszeit zum Ausdruck kommen. In einfaches Deutsch übertragen heißt das: Der deutsche Arbeiter ist fauler als der amerikanische. Es muß sehr schlimm um die Beweise der Unternehmer stehen, wenn sie sich einen Gelehrten vorsetzen, der im Gewande der Wissenschaft solche unhaltbaren Vorwürfe gegen die deutsche Arbeiterschaft erhebt, aber sie passen durchaus zu der „Geistesverfassung“, die wir von den Führern der Vereinigung gemohnt sind. Ist es notwendig, im einzelnen den Gegenbeweis zu führen. Wir können nicht annehmen, daß Herrn Professor Dr. Thjaza die zahlreichen unbefangenen Stimmen und Urteile unbekannt sind, die über den vorbildlichen Fleiß und die — fast möchten wir sagen — übermäßige Pflichttreue der deutschen Arbeiterschaft vorliegen. Um das Gedächtnis des Herrn Professor etwas aufzufrischen, möchten wir aber einige Stimmen anführen. Auf dem Parteitag der Deutschen Volkspartei in Köln hat der Generaldirektor Dr. Bögl von den Vereinigten Stahlwerken ausgeführt:

„Heute hätten wir das Ergebnis zu verzeichnen, daß wir auf der ganzen Linie trotz verkürzter Arbeitszeit eine Leistung hätten, die besser sei als vor dem Kriege.“

„In der „Vorfrüh-Zeitung“ veröffentlichte vor kurzem ein als „Rechtsanwalt“ bezeichneter Chinese Eindrücke vom deutschen Arbeiter. Er schreibt:

„Bei beiden Firmen kam ich in ständige Berührung mit den Arbeitern, von denen ich sagen muß, daß sie die bestgebildeten Arbeiter sind, die ich bisher kennen gelernt habe, und diese Firmen ihre Selbstbeurteilung auch den Leistungen dieser Leute zuschreiben (also die Firmen).“

Ein Besitzer großer Montanunternehmen hat einem Mitarbeiter der „Kölnischen Volks-Zeitung“ über die Tüchtigkeit der Arbeiterschaft folgendes gesagt:

„Wir sind stolz auf unsere heutige Belegschaft, sie ist sehr fleißig und tüchtig.“

Wir wollen aber auch die weiteren Worte dieses Unternehmers anführen, da sie mit zum Thema gehören:

„Nun kommen wir zu einem weiteren Grunde, der nicht selten für die Latit jener Unternehmerränge mitbestimmend sein dürfte, die den Stand des Wirtschaftsbarmeters erheblich tiefer ansetzen, nämlich die wenig verständige Haltung gegenüber der Arbeiterschaft. Es gehörte zur besten Tradition des Privatbesitzes im Ruhrgebiet, den Grundlohn gelten zu lassen: Wenn es mir gut geht, sollen es auch meine Arbeiter gut haben! Mit der fortschreitenden Konzernbildung und Vertikalisierung ist leider diese Anschauung immer mehr verschwunden. Statt dessen betrachtet heute das Großunternehmertum den Grundlohn, das höhere Löhne unter allen Umständen die Produktion verteuern und gleichzeitig einengen, sozusagen als einen Glaubenssatz, mit dem die Wirtschaft angeblich steht und fällt.“

Wenn wirklich der deutsche Arbeiter nicht so in seiner Arbeit angehen sollte wie der amerikanische, so wollen wir auch für

diese Gründe wieder einem Unternehmer das Wort nehmen lassen. Robert Bosch sagt treffend:

„Der Unternehmer muß Demokrat werden. Er muß den Arbeiter als einen gleichberechtigten Vertragspartner anerkennen, so wie dies in den Vereinigten Staaten der Fall ist. Dann erst kann er vom Arbeiter verlangen, daß er sich mit amerikanischer Hingabe an die Arbeit macht.“

Herr Professor Dr. v. Thjaza weiß sicher auch genau, daß die tatsächliche Arbeitsleistung der deutschen Arbeiterschaft nach der überwiegenden Zahl der Stimmen heute die Friedensleistung vielfach überschritten hat; das beweisen die Produktionsstatistiken. So veröffentlicht die „Deutsche Bergwerks-Zeitung“ Ende 1926 eine Statistik über die Produktion im dritten Vierteljahr 1926 gegenüber dem Jahresdurchschnitt des Jahres 1913; sie betrug in Roheisen 91,50 vH, in Rohstahl 111,82 vH, in der Walzwerkserzeugung 90,78 vH.

Das „Felsen & Guillaume Carlswerk A.-G.“ in Röhlm-Wülheim teilt über die Arbeitsleistungen mit:

Mengenmäßig haben wir in unserer Kupfer- und Kabelabteilung das Rekordjahr 1913 um etwa 25 vH und das Jahr 1924 um etwa 75 vH überschritten. In der Eisen- und Stahlabteilung bewegen wir uns seit zwei Jahren nahe der Vorkriegsleistung, auf die Arbeitsleistung bezogen, mit bestem Ergebnis.

Die von Herrn Professor Dr. v. Thjaza vorgebrachten Anschuldigungen haben nicht den Schatten einer inneren Berechtigung. Aber er gibt sich damit nicht zufrieden; er will die volle Sonne arbeitgeberlicher Günst. Thjaza wendet sich dagegen, daß „die geringstentlohten Arbeiterkategorien die stärkste Lohnsteigerung zu verzeichnen haben“ und er spricht aus, daß diese nun infolge ihrer starken Organisation in der Lage gewesen sind, „Lohnhöhungen durch Streikdrohung“ durchzusetzen. Er sagt: „Nicht der Wert der Arbeit für die Wirtschaft, die Qualität, die Leistung war vielfach maßgebend, sondern außerwirtschaftliche Faktoren, die Macht, die die Organisation repräsentierten. Das ist nach Thjaza ein ungeheurer Zustand, der als Demmichub die Wirtschaft in ihrem Aufstieg hindern muß.“

Dann folgt ein klammernder Aufruf an die Arbeitgeberverbände, diesen aus der Gewalt geborenen Lohnforderungen ein Paroli zu bieten. Wir sehen schon den Namen des Herrn Professor auf allen künftigen Arbeitgebervertagungen prunken. Er ist empört, daß die Löhne der ungelerten und gelernten Arbeiter sich stark gehoben haben, aber sicherlich weiß der gelehrte Herr, daß die Inflation mit ihrer Lohnmechanisierung den Anstoß dazu gegeben hat, denn hier wurde das Existenzminimum zugleich Minimum und Maximum für alle, ferner aber auch die ganz außerordentlich traurige Lage der ungelerten Arbeiter bis zum Zusammenbruch. Der Mangel an Facharbeitern, der dem Herrn Professor sicherlich nicht unbekannt sein dürfte, ist mit darauf zurückzuführen, daß die Arbeitgeber nichts dazu getan haben, bessere Arbeit auch höher zu bezahlen.

Herr Professor Dr. v. Thjaza hat anscheinend im Auftrage der Vereinigung der gesamten deutschen Arbeiterschaft den Fehdehandschuh in einer wissenschaftlichen Umhüllung hinwerfen sollen. Und er hat sich dieser Aufgabe im Sinne der Vereinigung zweifellos glänzend entledigt, denn aus seiner Arbeit spricht der Haß gegen die aufstrebende Arbeitnehmerschaft, die sich durch ihre mächtigen Verbände, durch politische und gewerkschaftliche Hingabe, Opfermut, Einsatz und Ansehen errungen hat. Das kann anscheinend der Herr Professor nicht ertragen und er mag es, diese wohlhabendstimmte Arbeitnehmerschaft, deren staatspolitischem Verantwortungsgefühl Deutschland alles verdankt, als minderwertig gegenüber dem amerikanischen Arbeiter hinzustellen, magt es, die Arbeitgeberverbände aufzuputschen, die Befreiungsbewegung der Arbeitnehmerschaft durch Verweigerung des notwendigen Lebensunterhaltes aufzuhalten und sie wieder in die soziale Hoffnungslosigkeit zurückzuführen. Die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände macht sich diese Auffassung durch Sperrdruck der markantesten Stellen zu eigen. Es ist schon so, wie Generaldirektor Dr. Bögl im Mai 1925 auf einer Tagung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute ausgesprochen hat, daß die Unternehmer in der Arbeiterfrage festgelaufen sind. Solche Aufsätze, wie die von Herrn Professor Dr. v. Thjaza beweisen, daß die Unternehmer in dem festgefahrebenen Gleise beharren wollen. Es ist der Geist, der von den überflüssigen 50 000 sprach.

dem Medner den Dank aus, daß er Verständnis für die Lage der Industrie habe; bei anderen volkswirtschaftlichen Professoren habe er das Gefühl, daß man die Dinge nicht verstehen will. Gewiß liegt, wie es bei so großen und tiefgehenden Fragen immer sei, auf beiden Seiten Schuld, aber die verantwortlichen Leiter der Großunternehmen haben so riesige praktische Aufgaben, daß sie keine Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen haben. Es ist die schärfste Anreizung erforderlich, um auf der Höhe der internationalen Wettbewerbsfähigkeit zu bleiben. ... Daneben aber werden wir fortwährend von unserer friedlichen Arbeit abgedrängt und beständig zum Kampfen gezwungen. Ich lehne es ab, daß wir auch nur ein Zitzeln mit Schuld sind, daß wir in diesen Kampf gestellt sind. Der ausgesprochene Klassenkämpfer Kirdorf, der Beauftragte und Wortführer der rücksichtslosesten Richtung der deutschen Unternehmerklasse, er wäscht seine Hände in Unschuld; er ist der — friedfertige und Duldsame; er hat nur das Gemeinwohl, wie es aussieht im Auge. Die Schuldigen sind die — Arbeiter, die Geher, die Aufsteiger und Umstürzer; die Regierung, die nicht mit Gewalt, mit Blut und Eisen die Arbeiter zu Paaren treibt; die Wissenschaft, die nicht anerkennen will, daß alles in der Industrie am besten geregelt und geordnet ist, wenn man nur die Herren Kirdorf, Bued und Weimer für alles weitere schalten und walten läßt. Und er bellt sich in Mannheim bitter, daß er für sein Wirken am Gemeinwohl „größtenteils nur Anfechtungen, Verdächtigungen und Verleumdungen zu hören bekommt.“ Das hat ihm und vielen seiner Berufsgenossen „Mühsal die Freude an der Arbeit genommen“ und sie sehen heute „meist nur noch auf dem Posten, weil sie den Rücktritt nicht daranworten können.“

Es ist richtig, daß Kirdorf und die Seinen auch von bürgerlicher Seite mancherlei Anfechtungen zu erfahren haben. Das Gebaren der Herren von Fugle und Eisen als Staat im Staate, die auf Grund ihrer wirtschaftlichen Macht alles mit Gewalt glauben durchsetzen zu können, erregten Bedenken nicht nur bei den Regierungen, sondern auch bei den Parteien, die beide gewiß den Herren mit dem großen Geldsack gewogen waren, sich aber doch auch aus politischen Gründen genötigt sahen, von dem schamlosen Aufwärtsgang der Herren Kirdorf, Bued und Weimer genötigt abzurücken. Aus dieser Welt der Niedertracht — schreibt jetzt greiser Dr. Freundt — zieht sich Kirdorf 1905 tiefstüchtern zurück. Er erwägt den Plan auszuwandern, die Seinen bestimme ihn aber, davon abzusehen. Dem erbitterten Gemüt wieder Ruhe und Erholung zu verschaffen, verlegt Kirdorf seinen Wohnsitz in die Wälder um Wülheim-Bröich, wo er sich ein Landhaus bauen läßt, dem er den Namen „Streitlohn“ gibt, in Erinnerung an diese Zeit, die mich zwang, als Streiter aufzutreten.“ Schon ein Jahr vorher hatte er, wirtschaftlich und mehr noch politisch verdrängt, sich von allen irgendwie entbehrlichen Ehrenämtern: Vorsitzender im Bergbauverein, Mitglied im Provinziallandtag und -auschuss, Stadtverordnetenversammlung, Handelskammer und Bezirksbahndirektor, niedergelassen. Er bekennt in einem Briefe: „Ich bin als Jesuit groß geworden und heute überzeugt, daß ich als solcher sterben werde, selbst wenn ich den sozialdemokratischen Kladderadabäl oder die ultramontane soziale Erziehung nicht mehr erlebe. Rechnen Sie nicht mehr auf mich!“

Staats- und parteipolitisch hat sich Kirdorf nie festgelegt. Er hielt es mit der Politik des starken Mannes, ob dieser als erblicher Monarch oder selbstgemachter Diktator auftrat, war ihm gleichgültig. Von diesem Standpunkt aus sah er zu Bismarck und hobte, ja verachtete er den taumelnden Schwäger Wilhelm II. Schon 1904 lehnt Kirdorf ab, sich an einer Feierlichkeit für den Kaiser zu beteiligen. Eine Einladung zu einem kaiserlichen Festmahl im Winter (1907) trägt den Vermerk: „Abgelehnt! Bismarck verfuhr 1913 eine Annäherung Kirdorfs an den Kaiser zu vermitteln, indem er ihn zu der Probefahrt des „Imperator“ einlud. Kirdorf lehnt ab: „er möchte seinem Gastgeber nicht die Unannehmlichkeit bereiten, daß er dem Kaiser etwas sagte, was er nicht gern hört.“ Als 1911 von einer dem Kaiser nahestehenden Persönlichkeit an Kirdorf die Anfrage kam, ob er den erblichen Adel erwerben möchte, lautete die Antwort: „Sie kennen mich nicht. Das ist in meinen Augen eine Entschädigung für Ihr Vorgehen, das im übrigen den Kladderadabäl der Zeit kennzeichnet, in der wir uns im Deutschen Reich befinden.“ Wie vom Surpatatrisimus, so hielt er auch nichts von der Reichstrennung. Als man 1913 von evangelischer Seite versuchte, ihn wiederzugewinnen, antwortete er: „Ich habe mich schon seit Jahren aus Übergangung von der christlichen Kirche losgelöst, ohne daraus auch die Folgen zu ziehen. Wenn ich das jetzt tue, so geschieht es, weil ich nicht mit einer Unwahrscheinlichkeit aus der Welt scheiden will. Ich rechne zwar noch auf eine Reihe von Lebensjahren, doch muß man in meinem Alter eher mit dem Tode rechnen als die Jugend. Ich möchte aber nicht als frommer Christ gepriesen und begraben werden, weil ich es nicht bin.“

Im April dieses Jahres ist Emil Kirdorf, achtzigjährig, aus seinen Hauptämtern: dem Vorsitz in den Verbänden des Kohlenhandels und der Selbstständigen Bergwerksbesitzer ausgeschieden. Man darf annehmen, daß damit der Typ Kirdorf unjünglichen Ansehens aus dem deutschen Wirtschaftsleben verschwunden ist. Wie sich man auch das Verhältnis zwischen Arbeiterschaft und Großunternehmen bei uns weiterentwickelt, eine Waise zu wünschen: daß die Wirtschaftsführer der neuen Zeit bezüglich ihrer Stellung zu Staat, Gesellschaft und Arbeiterschaft ihrer Verantwortung in sozialpolitischer Hinsicht, insbesondere ihres Verhältnisses zur Arbeiterklasse sich derselben Aufrichtigkeit und klaren Offenheit befleißigen, wie das der alte Schamacher Kirdorf, dies sei zu seiner Ehre gesagt, in so vorbildlicher Weise getan hat.

Sie sind mit sich zufrieden

Voriges Jahr um diese Zeit hatte ganz Deutschland wieder von der Erörterung über Arbeitsbeschaffung. Da war im Reichstag Ende Juni eine lange Debatte, da wurde ein riesiges Arbeitsbeschaffungsprogramm der Regierung angekündigt, da sollten gewaltige Summen zur Verfügung gestellt werden, und obwohl kam dazu noch jeder Einzelstaat, ja beinahe jede Gemeinde mit einem besonderen Plan zu demselben Zweck.

Dieses Jahr gerade das Gegenteil. Nirgends mehr ein Wort von der Sorge um Arbeitsbeschaffung, vielmehr überall der Anbruch der Freude über den Abgang der Arbeitslosigkeit, hier und da — zum Beispiel in der Textilindustrie — sogar schon unterrichtet mit leiser Klage über Mangel an Arbeitkräften. Das geht so weit, daß die Frankfurter Zeitung kürzlich schrieb, man hätte Anlaß zu fragen, ob nicht etwa die ungeheure Zahl der Arbeitslosen in vorigen Jahren auf Rechenfehlern beruht hätte. Jedenfalls steht sie wohl in der Zukunft ein Großauftrag, meint sie, daß den andern ab. Ist die F. Z. fertig mit dem eigenen ersten Anteil der neuen mittelständigen Betriebe, so setzen sofort die Behörden ein mit ihrer umfassenden Rechenbetriebsüberprüfung und mit den bedeutungsvollen, demgemäß erst halb ausgeführten Fernstudien. Diese Untersuchungen, ja Untersuchungen der einen Reaktion von der andern bestritten man auf diesen Gebieten der Technik, des Verkehrs und der Versorgung. ... Man sah das auf dem Bau- und Postamt mit penibler Genauigkeit, aber etwa in der Textilindustrie, die eben noch hunderttausend, plötzlich durch risikoreiche Spekulationen der Bergwerke so beschäftigt wird, daß schon wieder deutsche Schiffsaufträge nach Spanien abwandern können.

Da sind wir also über den Berg hinweg? Da scheinen die vielen Erörterungen des vorigen Jahres doch gehalten zu haben, die vielen Programme vernünftig worden zu sein? Wir wollen in diesem Augenblick nicht unterfragen, ob es wirklich die Last der Behörden mit ihren Programmen gewesen ist, die den Anstoß zur Verbesserung der Wirtschaftslage gegeben hat. Denken wir darüber den Wandel der Wirtschaft. Denn woher es auch gekommen sei, soviel steht ja fest, daß seit

der Mitte des vorigen Jahres — also schon vor Beginn jener umfangreichen Erörterungen — ein höchst erfreulicher Aufschwung des Geschäftslebens eingetreten ist. Aber wenn jetzt die „öffentliche Meinung“ in eitel Sonne und Entzücken schwimmt, wenn gegenwärtig, wie die Frankfurter Zeitung schreibt, die „Wirtschaftler“ alle Sorgen vergessen, weil die Schottersteine wieder runden, wenn von Arbeitslosigkeit, Hölle, Nationalisierung, Krisenbahn, geschworene denn von der Arbeitslosigkeit in der „Öffentlichkeit“ keine Rede mehr ist, so beweist das nur, mit welcher Geschicklichkeit die bürgerliche Presse „öffentliche Meinung“ zugunsten des Kapitals zu machen versteht.

Ja der Tat, es ist so: aus der großen Masse der Zeitungen findet ein Gesäß auf den Leser über, als lebten wir jetzt in Deutschland in den herrlichsten Zuständen und als ob namentlich von Arbeitslosigkeit keine Spur mehr vorhanden sei! Was aber lehren die Zahlen?

Am 1. Juni — dem letzten Datum, wozu bisher vollständige Angaben vorliegen — wurden aus den Erwerbslosenlisten unter 649 000 Personen; aus der Krisenfristorg 216 000. Das macht schon zusammen 865 000 Arbeitslose, die eine Unterstützung bekommen. Dazu kommen die „Abgelehnten“, die die amtliche Statistik selbst auf 10 vH der Hauptunterstützungsempfänger veranschlagt. Also 65 000, womit die Summe der Arbeitslosen sich auf 930 000 erhöht. Und schließlich sind doch die Notstandsarbeiter im Grunde ebenfalls Arbeitslose, die auf eine andere Art unterstützt werden. Ihre Zahl belief sich am 1. Juni auf 162 000. Das ergibt insgesamt rund 1 092 000 Arbeitslose, und man tut so, als ob das gar nichts wäre! Rechnet man auf je 4 von ihnen 5 Angehörige, die sie zu ernähren haben (dieses Verhältnis entspricht den Ergebnissen der letzten Volkszählung), so sind es 2 500 000 Menschen, die gegenwärtig, mitten im Sommer und in der guten Konjunktur, unter der Arbeitslosigkeit leiden.

Aber voriges Jahr waren es doch weit mehr. Sollen wir das nicht anerkennen? — Gewiß sollen wir es anerkennen.

* „Bürgerzeitung“ und Statistik 1927, Nr. 12, S. 557.

Aber die Zahl der Unterstützten betrug damals, im Juni 1926, rund 1 741 000, dazu 10 vH Abgelehnte, macht 1 915 000, wozu auch noch Notstandsarbeiter kommen. Man wird demnach sagen dürfen, daß rund die Hälfte der damals Arbeitslosen heute beschäftigt sind, und es wäre töricht, dies nicht anzuerkennen oder sich darüber nicht zu freuen. Aber darf man deswegen der Gegenfrage vergessen, ob von den oben aufgezählten 2 1/2 Millionen auch nur ein einziger satt wird, weil a n d e r e Beschäftigung gefunden haben? Darf man vergessen, daß die Zahl der Hungernden immer noch ungeheuerlich ist? Darf man es vergessen, nur weil sie im vorigen Jahr noch ungeheurerlicher war? Und vor allen Dingen: Darf man sich in die Sicherheit wiegen, daß die noch übrige Million Arbeitsloser auf die gleiche Weise noch und noch „von selbst“ verschwinden werde und daß man sich darum nicht mehr zu kümmern brauche? Das ist ja die große Gefahr, die in solchem Verhalten steckt, und darauf ist es auch abzugehen. Diese Einmühselung der öffentlichen Aufmerksamkeit aber wird erreicht, weil man den Vergleich auf j a z u r i g e Jahre bezieht. Man hole nur etwas weiter aus, dann kommen ganz andere Dinge zu Tage. Stellen wir zum Beispiel bloß die Jahre 1925 und 1927 nebeneinander. Im Juni dieser beiden Jahre betrug die Zahl der:

	1925	1927
Unterstützungsempfänger	233 000	865 000
arbeitslosen Mitglieder der Gewerkschaften	3,5 vH	7 vH
abgelehnten	92,1	90,1 vH

Sollt' diesmal so groß ist die Zahl der Unterstützten, genau doppelt so groß die der arbeitslosen Gewerkschaftler! Und was denn etwa 1925 ein Jahr der Ausnahmen, ein besonders günstiges Jahr mit niedriger Arbeitslosigkeit? — Keineswegs. Vor dem Kriege, im Durchschnitt der Jahre 1907/13, waren von den Gewerkschaftsmitgliedern im Juni nur 2,2 vH arbeitslos; 1926 waren es 3,5 vH. Mitin war 1925 die Arbeitslosigkeit bereits um 60 vH größer als vor dem Kriege. Und jetzt ist sie doppelt so große wie 1925. Geziemt es sich, diese Tatsachen zu vergessen und angesichts so grauenhaften Elends eine selbstgefällige Zufriedenheit zur Schau zu tragen?



Technik und Werkstatt



Rechnen in der Werkstatt

I.

Wenn auch die meisten Verhältnisse in der Werkstatt — Umbräunungszahlen von Vorgelegen, Maschinen, Schnittgeschwindigkeiten, Gewichte usw. — fast immer festliegen, so ist es doch nicht von der Hand zu weisen, daß die Kenntnisse des einfachsten Rechnens, wie es in der Werkstatt vorkommen kann, nur von Vorteil sein werden. Auch man doch nicht wegen jeder Kleinigkeit zum Meister laufen und von diesem hören, daß er es vielleicht auch nicht weiß. Schwierig ist die Sache gar nicht, es gehört auch kein großes Kopfbrechen dazu, also einmal frisch ran!

Das erste, was zu wissen nützlich ist, wohl, wie man ein ungefähres Gewicht berechnet, denn nicht immer stehen Waage und das entsprechende Meßzeug zur Verfügung, so daß man aus Schätzen angehen muß, und bei diesen Schätzen so aus dem Handgelenk kann man sich ganz gehörig verhasen.

Wenn wir das Gewicht irgendeines Werkstückes ermitteln wollen, müssen wir vorerst einmal seinen Inhalt kennen, also den Raum, den das Stück verdrängen würde, wenn wir es in eine mit Wasser gefüllte Wanne legen. Ist der Stoff so schwer wie Wasser, so haben wir dann sofort das Gewicht, ist er schwerer, so müssen wir den Inhalt mit der entsprechenden Zahl malnehmen. Die verschiedenen Zahlen sind bereits festgelegt und heißen: das spezifische Gewicht. Es wurde hierbei vom Wasser ausgegangen, welches das spezifische Gewicht 1 aufweist. Das bedeutend schwerere Gußeisen hat ein spezifisches Gewicht von ungefähr 7,3. Es wäre also, wenn wir den Inhalt eines Gußkörpers ermittelt haben, dieser Wert mit 7,3 malzunehmen. Hierbei ist, wie oben bereits erwähnt, unter Inhalt die Menge zu verstehen, die der Gußkörper im Wasser verdrängen würde, wenn er ganz eingetaucht ist und an alle Flächen Wasser gelangen kann, also nicht etwa ein Gußtopf, der nur bis zum Rand in das Wasser gestellt wird und innen ohne Wasser bleibt.

Wie stellen wir nun den Inhalt fest? Fangen wir beim einfachsten Körper, dem Würfel an und nehmen hierzu einen Würfel von 100 mm nach allen Richtungen. Da 1 Liter Wasser 1 kg wiegt, 1 Liter aber dem Inhalt eines Würfels von 100 mm Seitenlänge nach allen Richtungen entspricht, so haben wir also den Inhalt des Würfels nur mit dem spezifischen Gewicht des betreffenden Baustoffes malzunehmen und wir haben das entsprechende Gewicht. Angenommen, wir haben einen Würfel obiger Abmessungen aus Gußeisen, so wiegt derselbe 1 · 7,3 = 7,3 kg. Bei der Gewichtsberechnung wird nun nicht in mm gerechnet, sondern in dm = Dezimeter, das heißt 100 mm = 1 dm. Also würde der Würfel nach jeder Seite 1 dm groß sein. Mit anderen Worten ist 1 Liter = 1 cdm oder ein Kubikdezimeter.

Wir nehmen nun einmal einen Körper von 200 mm Seitenlänge, 300 mm Tiefe und 400 mm Höhe. Die Rechnung wäre dann für den Inhalt: 2 · 3 · 4 = 24 cdm. Aus Gußeisen: 24 · 7,3 = 175,2 kg. Wir müssen uns hierbei vorstellen, daß auf die Grundfläche von 200 mm und 300 mm = 2 · 3 = 6 Würfel aufgebaut werden oder nebeneinander gelegt werden könnten, die eine Seitenfläche von 1 dm haben. Da die Höhe des Körpers 400 mm beträgt, so können 4 solcher Schichten übereinanderliegen, also 6 · 4 = 24; damit haben wir den Inhalt festgestellt und können durch Malnehmen mit dem spezifischen Gewicht nun das Gewicht für jeden Werkstoff in dieser Form feststellen.

Wir kommen nun zu Zylindern oder Walzen. Auch hier muß zuerst einmal der Flächeninhalt der Grundfläche festgestellt werden und hierzu dient uns die Zahl π = 3,1416. Nehmen wir den Durchmesser einer Kreisfläche mit der Zahl 3,1416 mal, so erhalten wir deren Inhalt. Haben wir also eine Walze von 200 mm Durchmesser, so ist die Fläche: 2 · 3,1416 = 6,2832. Ist die Walze nun 400 mm lang, so müssen wir die Fläche mit der Länge malnehmen, um den Inhalt zu bekommen, also: 6,2832 · 4 = 25,1328. Ist die Walze aus Gußeisen, so kommt noch das spezifische Gewicht in Frage, also: 25,1328 · 7,3 = 183,47 kg.

Haben wir nun aus geraden Stücken und aus Walzenstücken zusammengesetzte Körper zu berechnen, so behandeln wir jeden Teil einzeln, rechnen also jeden geraden Körper für sich und jeden Walzenstück und zählen dann alles zusammen. Die Endsumme nehmen wir dann mit dem spezifischen Gewicht mal. Wollen wir zum Beispiel einen Körper von der Form eines Stetlings berechnen, so errechnen wir uns erst den Inhalt des ganzen Körpers, dann den Inhalt des Loches, ziehen diesen vom Inhalt des ganzen Körpers ab und nehmen mit dem spezifischen Gewicht mal. Ein Ring von folgenden Abmessungen: Äußerer Durchmesser = 400 mm, innerer Durchmesser = 200 mm, Höhe = 700 mm, so ergibt sich folgende Rechnung:

$$4 \cdot 3,14 \cdot 7 = 87,99$$

$$2 \cdot 3,14 \cdot 7 = 43,94$$

$$44,05$$

für Gußeisen: 44,05 · 7,3 = 320,7 kg

Auf das gleiche Ergebnis kommen wir, wenn wir erst den Inhalt der großen, also äußeren Fläche ausrechnen, dann die Fläche, welche das Loch einnimmt und die letztere von der ersteren abziehen. Wir haben dann die wirkliche Werkstofffläche, die nun mit der Höhe und dem spezifischen Gewicht malgenommen werden muß, also:

$$4 \cdot 3,14 = 12,56$$

$$- 2 \cdot 3,14 = 6,28$$

$$6,28 \cdot 7 \cdot 7,3 = 320,7 \text{ kg}$$

So können wir uns alle zusammengesetzten Körper in geradlinige Körper, Walzen und Ringe zerlegen und durch das Zusammenzählen der Ergebnisse zu dem Endergebnis des Inhaltes gelangen, der dann jeweils mit dem spezifischen Gewicht malzunehmen ist. Angaben über spezifische Gewichte sind in jedem Werkkalender zu finden, eine kurze Zusammenstellung der am meisten erforderlichen folgt nachstehend:

Schwerer als Wasser fast alle Metalle je nach dem Grad der Trockenheit, jedoch verschieden, ob gegossen, ausgegossen oder geschmiedet:

Aluminium, rein	2,6
gegossen	2,66
geschmiedet	2,76
Blei, gegossen	11,3
gewalzt	11,4
Bronze	7,4 — 8,9
Deltametall	8,6
Gußeisen	7,0 — 7,3
Schmießeisen	7,6 — 7,9
Gold	19,33
Kupfer	8,93 — 8,95
Neusilber	8,30 — 8,45
Nickel	8,90 — 8,9
Platin	21,15 — 21,6
Silber	10,42 — 10,46
Zinn	6,68 — 7,15
Zinn	7,2 — 7,4
Äthorn	0,58 — 0,8
Apfel	0,68 — 0,74
Eiche	0,57 — 0,94
Fichte	0,35 — 0,6
Kiefer	0,91 — 0,76
Linde	0,35 — 0,6
Nußbaum	0,6 — 0,8
Pappel	0,4 — 0,6
Pflanzholz	0,83 — 0,85
Steineiche	0,7 — 1,05
Tanne	0,87 — 0,75
Ulme	0,56 — 0,82
Weißbuche	0,6 — 0,82
Gebholz	1,26
Bochholz	1,2 — 1,4

Aus dieser Zusammenstellung sieht man schon, daß die spezifischen Gewichte verschieden sein können, und wenn man nicht ermitteln kann, auf welche Art der Werkstoff hergestellt wurde, so nimmt man einen Mittelwert der oben angegebenen Zahlen. Die Höhe des spezifischen Gewichtes brückt sich auch dadurch aus, daß Werkstoffe mit niedrigerem spezifischem Gewicht als Wasser im Wasser schwimmen, während solche mit höherem spezifischem Gewicht im Wasser untergehen.

Auch für Fette, Öle, Baumwerkstoffe, wie Ziegel, Mörtel usw. sind die spezifischen Gewichte festgelegt, so daß es jederzeit möglich ist, die betreffenden Stücke zu berechnen.

Für Gießer und Formier ist es besonders wichtig, zu wissen, daß sie das Gewicht eines Gußstückes sehr leicht aus dem Modell berechnen können, wenn sie das Gewicht des Modells mal 13 nehmen, vorausgesetzt natürlich, daß das Modell „naturgearbeitet“ ist, also ohne Kerne und nicht hohl.

Wenn einmal einige der oben angeführten Beispiele durchgerechnet sind und dann die Probe durch Nachwiegen gemacht wurde, so daß große Fehltümer nicht vorgefallen sind, so wird man sich sehr bald mit der Gewichtsberechnung vertraut machen, die Kenntnis dieser kann überall von Vorteil sein.

Elektrische Schmelzöfen

Von Dipl.-Ing. Dr. S. Schüpe, Stuttgart

Der elektrische Schmelzofen dient zum Niederschmelzen von Erzen, aus denen Metalle gewonnen werden sollen. Er ersetzt also den Hochofen; doch beschränkt sich diese Anwendung auf die Gewinnung von Nickel und Eisen. Für andere Metalle konnte sie noch nicht in die Praxis eingeführt werden. Dagegen benutzt man den elektrischen Schmelzofen für die Herstellung von Stahl aus Roh Eisen und Schrott, ferner die Gewinnung von Kalziumkarbid aus Kohle und Kalkstein. Technisch bedeutungsvoll wurde auch die Herstellung von Ferrosilizium aus Quarz, Eisenpulver und Koks im elektrischen Schmelzofen, das selber zur Erzeugung vom Wasserstoff dient. Siliziumkarbid, dem Techniker unter dem Namen Karborundum bekannt, das als Schleifmittel dient, stellt man im elektrischen Schmelzofen aus Quarz und Koks her. In der Radiotechnik wird es als Silizium zur Herstellung von hochohmigen Widerständen verwendet. Künstlicher Graphit oder Elektrographit entsteht im elektrischen Ofen aus Koks mit Eisenoxyd und Zonerde. Man verwendet den Elektrographit auch als Schmiermittel für Lager. Künstlicher Korund (Schmirgel) wird aus geschmolzenen Tonerde elektrisch erschmolzen. Auch Phosphor und Schwefelkohlenstoff können im elektrischen Ofen gewonnen werden.

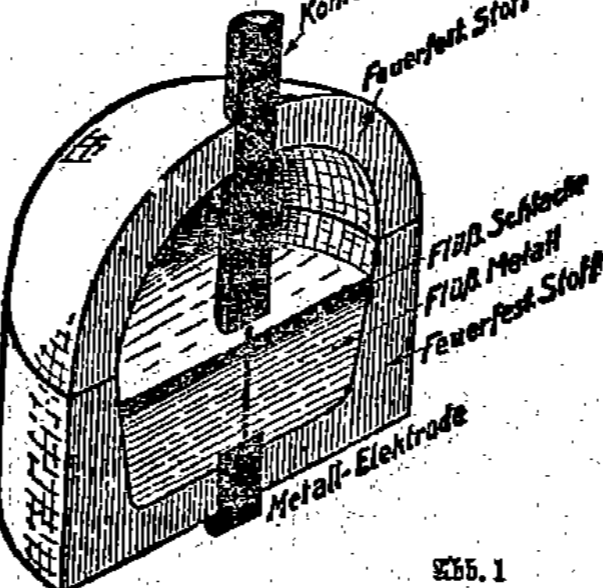


Abb. 1

So gehört alle der elektrische Schmelzofen zu den wichtigsten technischen Einrichtungen. Man baut ihn in verschiedener Gestalt. Unsere Bilder zeigen die hauptsächlich in Betracht kommenden sechs Formen. Die Abbildungen zeigen die Ofen zur Hälfte oder zu einem Viertel aufgeschnitten. Der in Abbildung 1 wiedergegebene Ofen dient als Karbid- oder Stahlofen. Er besteht aus einem feuerfesten Gehäuse, in das von unten her eine Elektrode aus Metall eingeführt wird. Von oben her kommt die andere Elektrode, aus Kohle, die nicht in die Schmelze eintaucht, sondern in geringem Abstand darüber stehen bleibt. Zwischen der Kohle und der Schmelze entsteht bei Stromzufuhr ein elektrischer Lichtbogen, der mehr als 3000 Grad heiß ist.

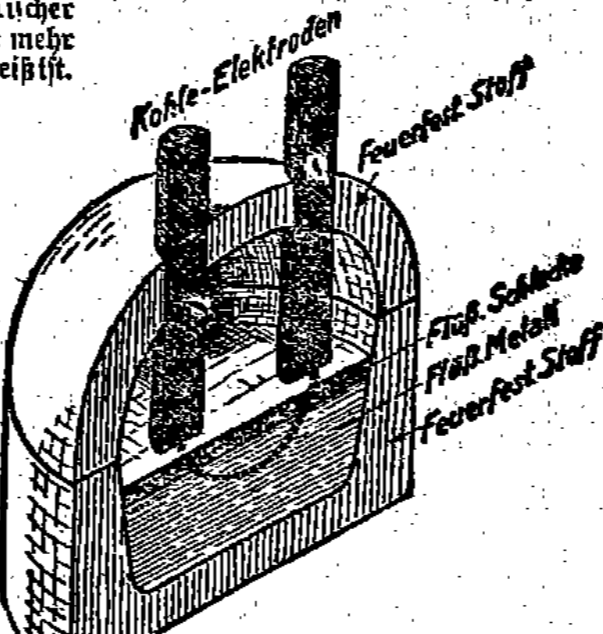


Abb. 2

Abbildung 2 zeigt den Ofen von Héroult (Héroult-Ofen), der für die Gewinnung von Elektrolyt verwendet wird. Hier ist keine Metallelektrode vorhanden, sondern es befinden sich zwei Kohleelektroden über der Schmelze. Der elektrische Strom fließt durch die eine Kohle, bildet zwischen Kohle und Schmelze einen Lichtbogen, fließt durch die Schmelze, bildet einen zweiten Lichtbogen und fließt durch die andere Kohle zurück.

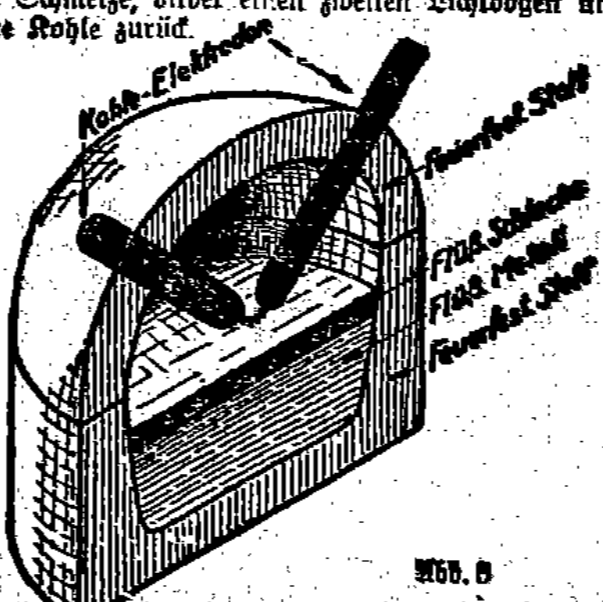


Abb. 3

In diesen beiden Ofen berührt der Lichtbogen die Schmelze, während sich in dem Strahlungslofen (Abbildung 3) der Lichtbogen zwischen den beiden Kohlen befindet und nun seine Hitze auf die Schmelze ausstrahlt. Diese Bauart kommt dann in Betracht, wenn die Schmelze selber den elektrischen Strom nicht leitet. Oft ist es auch so, daß der kalte Ofeninnraum dem elektrischen Strom allzu großen Widerstand entgegensetzt. Benutzt man dann einen der ersten beiden Ofen,

so muß der Einsatz zuvor in einem anderen Ofen niedergeschmolzen werden, ehe er in den elektrischen Ofen kommt. Beim Strahlungslofen ist das nicht nötig.

Die bisher genannten Ofen können sowohl mit Gleichstrom als auch mit Wechselstrom (oder Drehstrom) betrieben werden. Für die folgenden kommt nur Wechselstrom oder Drehstrom in Frage. Der Kjellin-Ofen (Abbildung 4) hat eine ringförmige Rinne aus feuerfestem Stoff zur Aufnahme der Schmelze. Innerhalb der Rinne

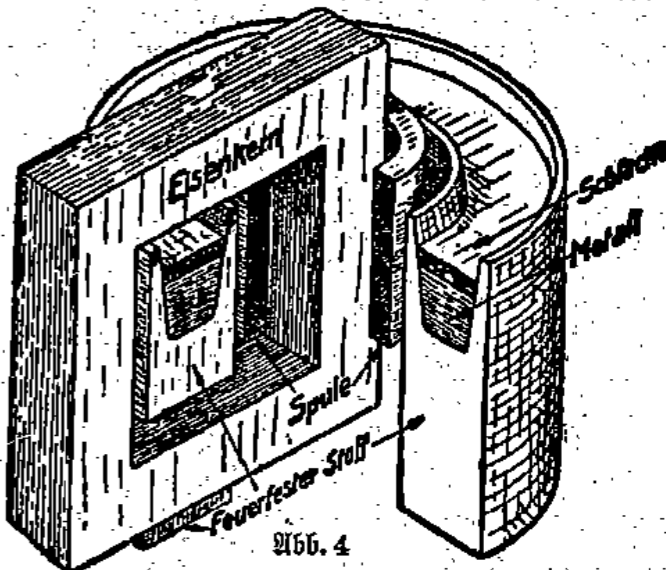


Abb. 4

befindet sich eine Spule, durch die man den Wechselstrom schickt, der den Ofen speist. Hier kommt also weder der Strom, noch irgend eine Metall- oder Kohlelektrode mit der Schmelze in Berührung. Der Ofen wirkt wie ein Transformator. Wenn durch die Spule Strom fließt, dann entsteht gleichzeitig ein elektrischer Strom in der Schmelze, die Übertragung wird durch einen Eisenkern (siehe Abb. 4) vermittelt.

Bei einem Transformator, wie er zum Beispiel zur Umformung der Hochspannung und Niederspannung dient, hat man zwei Spulen. Durch die eine mit vielen Windungen fließt die Hochspannung, durch die andere mit wenig Windungen fließt die Niederspannung. Dafür ist der Strom in der Hochspannungsspule schwächer als in der Niederspannungsspule. Bei dem Kjellin-Ofen hat auch die eine Spule viele Windungen; die andere Spule ist einfach die Schmelze, die sich in der Rinne befindet, und so eine Spule mit einer einzigen Windung bildet. In ihr ist der Strom sehr stark, so daß sehr große Hitze entsteht.

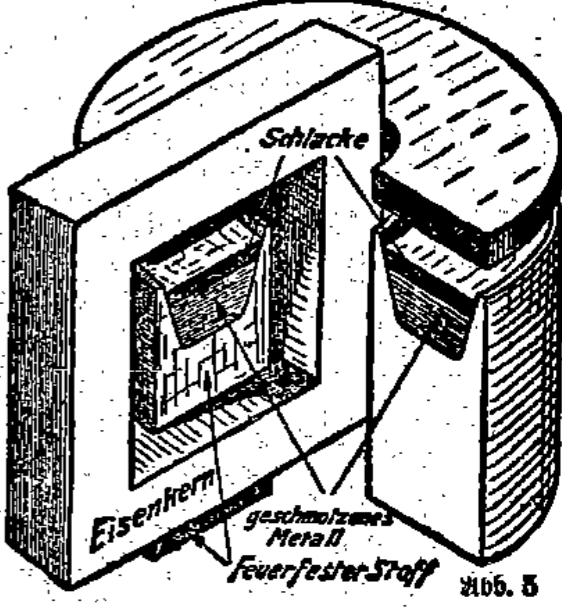


Abb. 5

Ganz ebenso wie der Kjellin-Ofen arbeitet der Frid-Ofen (Abbildung 5), der statt der stehenden Spule eine Flachspule hat, die über der Schmelzrinne angebracht ist.

Das Neueste auf dem Gebiet der elektrischen Schmelzöfen ist der Hochfrequenzofen (Abbildung 6). Man speist ihn ebenfalls mit Wechselstrom, aber mit sogenanntem Hochfrequenzstrom, wie er zum Beispiel im Rundfunk gebraucht wird. Freilich sind die Rundfunkströme viel schwächer als die Heizströme eines Hochfrequenzofens. Die Spule hat nur wenig Windungen und besteht nicht aus Kupferdraht, sondern aus Kupferrohr, weil der Hochfrequenzstrom niemals in das Innere der Leitungen eindringt, sondern immer nur auf der Oberfläche fließt. Innen werden die Kupferrohre durch Wasser gekühlt. Die Schmelze befindet sich in einem Tigel; ein Eisenkern ist nicht notwendig. Der große Vorzug des Hochfrequenzofens besteht nicht allein darin, daß das Schmelzgut mit keinem anderen Stoffe — weder Brennstoff, noch Flammengase, noch Elektroden — in Berührung kommt, sondern auch von der Luft abgeschlossen werden kann. Man kann es außerdem auch in kaltem Zustand einbringen, was aber — abgesehen von Strahlungsöfen — bei den anderen Bauarten nicht der Fall ist. Die Erfahrungen, die man bisher mit dem Hochfrequenzofen gemacht hat, sind sehr gut. An seiner Vervollkommnung wird noch zu arbeiten sein.

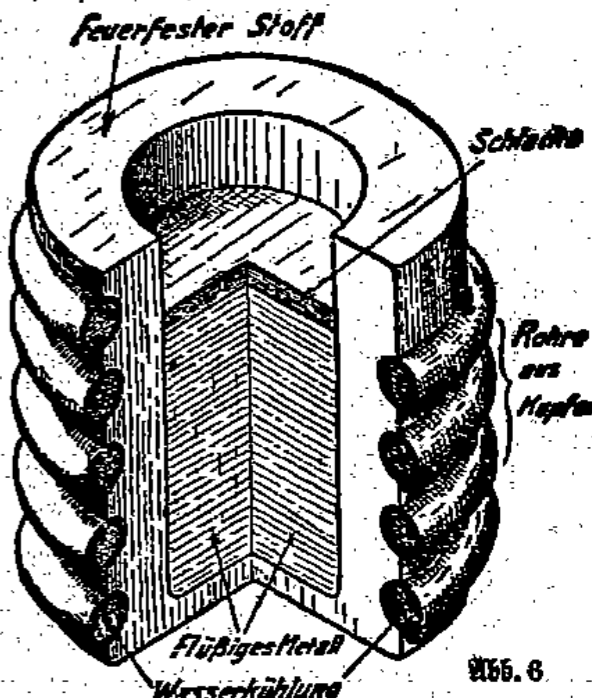


Abb. 6

Drahtlose Beleuchtung

Die durch das Radio gesammelten Erfahrungen mit der drahtlosen Weitergabe von elektrischen Strom haben es nahegelegt, die Möglichkeiten zu prüfen, elektrische Energie in solcher Stärke drahtlos weiterzugeben, daß sie uns für Beleuchtungszwecke dienen könnte. Auf diesem Wege liegen u. a. auch die bisher erfolglos gebliebenen Versuche des Erfinders der sogenannten „Lodestrahlen“. Jetzt hat Marconi geäußert, daß die Möglichkeit der drahtlosen Kraftübertragung durchaus keine Utopie, vielmehr wahrscheinlich schon in den nächsten zehn Jahren zu verwirklichen sei. Der Erfinder der drahtlosen Telegraphie, dessen Worten man immerhin eine gewisse Bedeutung beilegen darf, hat es ja auch bereits erreicht, Radiowellen, die unipolar nach allen Seiten in den Raum hinausgehen, in eine ganz bestimmte Richtung zu senden. Zwischen den Antennen, die vermittle der Radioparallelen den Lauf weitergeben, und den Lichtschwingungen besteht nur ein quantitativer Unterschied. Die Radiowellen haben eine große Länge, während Wärme und Licht elektromagnetische Wellenbewegungen mit überaus kurzwelligen Schwingungen darstellen. Es käme also im wesentlichen darauf an, die langen elektromagnetischen Wellen in kurze zu verwandeln. Versuche dieser Art sind bereits seit längerer Zeit im Gange. Die Verdrängung der Wellen würde elektrische Wärmestrahlen ergeben und in weiterer Folge eine elektrische Fernheizung auf drahtlosem Wege ermöglichen. Die weitere Verdrängung dürfte dann diese Wärmestrahlen in Lichtschwingungen umwandeln und damit eine drahtlose elektrische Beleuchtung ermöglichen. Die Vorteile, die sich aus einer solchen Erzeugungsart der Lichter ergeben würden, wären von weittragender wirtschaftlicher Bedeutung. Erstens einmal könnten die elektrischen Drahtleitungen wegfallen und sodann wären auch die Glühlampen nicht mehr durch die Drahtleitungen an eine Stelle gebunden. Aber diese Entwicklung hat sich Marconi sehr zuversichtlich geäußert und er ist der Meinung, daß der drahtlose Glühlampe die Zukunft gehören wird.



Familie und Heim



Die Gasse der Heimat

Von Meha

IV.
1918

Kammler der Kollontarische. Straßkämpfe. Waffenerwerb. Schüsse auf der Straße.

In einem nicht ausreichend beleuchteten Saal sitzen an langen Tischen Männer, die in diesen wirren Tagen Gericht zu halten haben. In einem Tisch hat Severin Markus seine Schläfen sind grau. Sein Gesicht in starrer Gespanntheit zeigt die Spuren der Verantwortlichkeit schwerer, arbeitsreicher Jahre. Der seiner Sache treu ist, von dem fordert sie den ganzen Menschen.

Der Schreiber neben ihm legt einen neuen Bogen zurecht. „Emma Kamprecht, geborene Herdlein“, ruft er auf. Geleitet von zwei Sicherheitsleuten, tritt die Aufgeregte herein an den Tisch.

„Wie Sie der Frau einen Stuhl“, sagt Severin Markus. Geleitet steht die Frau auf den Stuhl.

„Sie haben den Erschossenen gekannt?“ fragt Markus. Die Frau nickt.

„Standen Sie zu ihm in Begleitung?“

„Er hat ein halbes Jahr bei mir in Untermiete gewohnt.“

„Sie sind mit ihm zusammen heute Abend von Ihrer Wohnung fortgegangen?“

„Ja.“

„Und Sie hielten sich in seiner Nähe während des Zusammenstoßes?“

„Er war auf einmal von meiner Seite weg. Und dann sah ich ihn erst wie er... als er...“ die Frau schluchzt in ihr Tuch.

„Nennen Sie jemanden nennen, der heute Abend in der fraglichen Zeit mit Ihnen zusammen war, einen Zeugen?“ Die Frau zuckt die Achseln, schüttelt den Kopf und weint.

Ein Diensthabeuder kommt und macht Severin Markus eine Meldung. Der überlegt. Dann sagt er: „Sie soll herkommen.“ In dunklem Kleid tritt eine große, stattliche Frau heran. Sie grüßt mit einem wichtigen Neigen des Kopfes, ganz unbefangen. Dann tritt sie zu der weinenden Frau.

„Da müßt nicht weinen, Emma, sei nur ganz ruhig.“

„Wie heißen Sie, Zeugin?“ fragt Severin Markus.

Die Frau wirft einen schwarzen Blick auf ihn, über ihr Gesicht läuft wie ein heller Schein.

„Ich heiße Lisa Scher.“

„Haben Sie einen Beruf?“

„Ich bin die Frau des Dr. phil. Adolf Scher, bisher Leutnant der Artillerie, zurzeit unbestimmter Aufenthalts.“

„Sie kennen die Frau Kamprecht?“

„Ich habe sie während der letzten Monate regelmäßig besucht, da ich mich der Kriegskinderfürsorge in meiner freien Zeit gewidmet habe.“

„Was haben Sie auszusagen und wie kommen Sie dazu, hier als Zeugin aufzutreten?“

„Ich wollte Frau Kamprecht besuchen. Man sagte mir, sie sei mit ihrem Untermieter zur Stadt gegangen. Ich folgte ihnen in kurzer Entfernung. Ich konnte ihnen wegen der vor mir gehenden Leute nicht ganz nahe kommen, doch sah ich, wie der Mann sich ohne Gruß von der Frau trennte. Es war mir lieb, sie allein sprechen zu können. Ich kam aber nicht dicht genug an sie heran. Da gab es die Schlägerei am Sophienplatz. Ich arbeitete mich durch die Menge und ergriff gerade Frau Kamprechts rechte Hand, um sie zu unterstützen, als der Schuß fiel.“

„Sie können also besagen, daß Sie nicht geschossen hat?“

„Abgesehen davon, daß ich nicht glaube, daß Frau Kamprecht überhaupt schießen kann, muß ich sagen: Ich sah von rückwärts ihre beiden Hände, sie wandte sich erschrocken um und hielt impulsiv die rechte Hand an Kopf vor ihr Gesicht. Da fiel dicht neben uns der Schuß. Sie kann also nicht geschossen haben.“

„Lassen Sie die Frau Kamprecht laufen“, sagte Severin Markus.

„Frau Dr. Scher bitte ich auch einen Augenblick zu warten.“ Er wandte sich weiteren Fällen zu. Frau Scher sah inbesten ruhig auf einen Band abwärts. Sie hatte keinen Blick für ihre Umgebung, ihre Augen ruhten mit einer selbst ruhigen Klarheit auf Severin Markus.

„Es verging mehr als eine Stunde. Da wandte sich Markus ihr zu. „Wie ich Sie bitten, mir zu folgen.“ Sie erhob sich und ging mit ihm in ein Nebenzimmer. Dort brante in einem Ofen ein Feuer. Ein starker Rauch stand bereit.

„Sie sind ganz durchdrückt. Nehmen Sie am Ofen Platz“, sagte Markus. „Dann sah er sich umher und bemerkte Sie nicht etwas unruhig.“

„Ein Mantel, Herr Markus, Ihren Mantel?“

„Lächelte die crasse Frau und hob ihr vom hadernden Ofenfeuer hell beleuchtetes Gesicht zu Markus auf. „Das wäre dann das dritte mal!“

„Wie sagen Sie?“

„Ich sage, das wäre nun das dritte mal, daß Sie mich in einem Mantel wickeln!“

„Ich bestreife mich immer nicht.“

„Ich erlaube es Ihnen jedoch, mir müssen Sie mir erst zeigen, weshalb ich noch habe belächeln müssen.“

„Lächelte die Frau mit liebenswürdiger Feinheit in der Stimme.“

„Bestenfalls? Ja... offen gesagt, weil ich das Gefühl habe, daß Sie das eine Ding da tun, um mich zu sagen, daß Sie mich nicht sehen.“

„Sie wickeln Ihre Handgelenke noch etwas zu eng zusammen haben?“

„Gute Augenblicke herrliche Schwärze. Dann fand die Frau auf und legte mit bester Bewegung etwas auf den Tisch. „Es war ein Kissen.“

„Das habe ich der Frau Kamprecht aus den Händen genommen, als sie schlief.“

„Sie wollten also schlafen? Auf was?“

„Auf den, der während der Erschöpfung wurde, auch ohne sie.“

„Und warum?“

„Die Frau fand auf und ging mit weit entschlossenen Schritten durch den dunklen Raum. „Warum? Warum es ich nicht weiß? Doch bei dem ganzen Ding, als die Frau, war die Frau allein.“

„Der Raum ist hell. Schließen Sie die Tür, wenn Sie gehen.“

„Weniger, so die Frau in Rot war, dann hat er sich nicht viel gekümmert. Das einem halben Jahre, jetzt der Erschöpfung zu der Frau. Er ist jung, kräftig, er spielt mit dem Kind, er kuschelt sich mit ihm, und sie, sie geht ins Büro. Man ist der Frau oberaus.“

„Was hat er eine Hand? Er verlangt Geld von der Frau, droht, schreit, er verlangt sie. Er verlangt sie, er verlangt sie, er verlangt sie.“

„Und mit dem Kind? Die Frau auf die arme Mutter. „Schon jetzt weiß er, dass da noch so etwas ist.“

„Die Frau fand auf und ging mit weit entschlossenen Schritten durch den dunklen Raum. „Warum? Warum es ich nicht weiß? Doch bei dem ganzen Ding, als die Frau, war die Frau allein.“

„Der Raum ist hell. Schließen Sie die Tür, wenn Sie gehen.“

„Weniger, so die Frau in Rot war, dann hat er sich nicht viel gekümmert. Das einem halben Jahre, jetzt der Erschöpfung zu der Frau. Er ist jung, kräftig, er spielt mit dem Kind, er kuschelt sich mit ihm, und sie, sie geht ins Büro. Man ist der Frau oberaus.“

„Was hat er eine Hand? Er verlangt Geld von der Frau, droht, schreit, er verlangt sie, er verlangt sie, er verlangt sie.“

„Und mit dem Kind? Die Frau auf die arme Mutter. „Schon jetzt weiß er, dass da noch so etwas ist.“

„Nicht weiter auf, denn es blüht ein eisiger Wind. Aber mir, mir fühlte ich, weil ich ahnte, sagte.“ Erschöpft setzte sich die Frau an den Ofen. „Das andere wissen Sie“, sagte sie halblaut.

„Und sie hat wirklich nicht geschossen?“

„Es sind alle Faktoren vorhanden.“ Lang die klare Stimme der Frau.

Severin Markus trat dicht vor sie hin und sah ihr ernst und forschend in die Augen.

„Das ist ein unüberleglicher Beweis“, sagte er mit Betonung. „Die Waffe muß aber beschlagnahmt werden.“

„Zu diesem Zwecke gab ich sie Ihnen.“ (Fortf. folgt.)

Das faule Bübchen

Von Elle Friedler

Bübchen ist faul, will nicht mehr laufen,
Nun, da will ichs nur gleich verkaufen.
Hier, klares Bäcklein, willst du es haben?
„Nein, ich mag keine faulen Knaben,
Muls hastig eilen, darf nimmer ruhn
Und habe unendlich viel zu tun.“

Dann, lieber Wind, lag' mir geschwind,
Willst du nicht haben mein faules Kind?
Doch der Wind meint lachend: „O nein, o nein,
Ich muß schnell springen und fleißig sein,
Muls tüchtig blasen und immer wehn,
Dals die Mühräder nicht stille stehn.“

Und als ich dann weiter ein Vöglein bitt:
Nimmst du den faulen Buben wohl mit?
Da sagt es kurz: „Lass mich in Ruh,
Muls fliegen und lorgen immerzu,
Dals alle meine Jungen lutt bekommen!“

Und niemand hats Bübchen mir abgenommen —
Da schämt sich doch der kleine Wicht.
Guckt grols mich an und bittelt und spricht:
„Ach Mutti, sei wieder lieb und heiter,
Behalte mich nur, ich laufe schon weiter!“

Gemütsbewegungen des kleinen Kindes

Die Seele des Kindes formt sich bereits in frühesten Kindheit. Eindrücke, Erregungen und Erschütterungen lassen ihre Spuren in der Seele zurück und geben ihr die eigentümliche Färbung. Gemeinhin wird angenommen, daß das kleine Kind, zumal in zartem Alter, nicht vielen Gemütsbewegungen unterliegt. Das ist jedoch ein Irrtum. Ein solches kleines Wesen kann in seinem frühen Erleben schon die ganze Skala der Gemütsbewegungen durchlaufen: Freude und Entzücken, Traurigkeit und Schmerz, Furcht und Schrecken, Demütigung, Horn, Haß und Verzweiflung. Jedes dieser Gefühle vereinigt sich mit den anderen zu bleibender Wirkung, und diese Wirkung kann für die künftige Entwicklung bestimmend sein, da nichts so tiefgehend ist wie die Erlebnisse der Kindheit. Wenn auch diese Erlebnisse meist von der Fülle späterer und reiferen Erlebnisse verdrängt werden und ins Unterbewußtsein hinabsinken, so schwingen und klingen sie doch nach und hinein in Sein und Werden.

Seelisch am gefundesten wird ein Kind heranwachsen, das sich in gleichmäßiger harmonischer Gemütsbewegung bewegt und dem seelische Erregungen möglichst erpariert bleiben. Wenn schon das kleine Kind, unmerklich das von Geburt an vererbte Veranlagte, muß viel von seiner Lebensenergie abgeben, um seelische Erregungen zu überwinden. Es gibt Kinder, die an einer reizbaren Schwäche des Nervensystems leiden. Solche Kinder sind leicht erregbar, zeigen oft eine große Beweglichkeit des Gemütslebens und häufigen Stimmungswechsel, der als Unruhehaftigkeit zu Tage treten kann. Sie bedürfen deshalb großer Schonung, vieler Ruhe, gleichmäßiger Behandlung, gesunder und freundlicher Umgebung und passender Beschäftigung, um daran zu arbeiten und zu gesund werden. Aber wie viele von Natur gesunde Kinder werden durch ungewöhnliche Anforderungen und falsche Behandlung schon in den ersten Lebensjahren in eine Nervenschwäche und ihre Folgen hineingezogen! Da wird durch übermäßiges Lachen und Schreien das kleine Kind in eine unruhige Erregung veretzt, auf die naturwunderlich als Reaktion eine tiefe Verstimmung folgen muß, wodurch man glaubt, es mit Unruhehaftigkeit zu tun zu haben. Auch wenn man in Verleumdung der kindlichen Interessen Dinge an das Kind heranzieht, die nicht der erwarteten Freude Abwehrt, Unruhehaftigkeit oder gar Tränen zeitigen, spricht man von Unruhehaftigkeit und Unru. Ein Zuviel an Aufmerksamkeiten und Zuneigung, ein Eingreifen in Spiel und Tun wird vom Kinde als lästige Störung empfunden und abgewehrt. Das kann bei dauernder Wiederholung unheilvolle, ja fröhliche Gemütsbewegungen gegenüber werden. Wenn, heißt das, daß die Aufregung zwischen Willens auslösen, wenn die Behinderung berechtigter Bewegungen und Betätigungsmöglichkeiten fast empfinden wird. Die gleichen Gemütsbewegungen entstehen, wie Behinderung durch Wort und Strafe, Schläge und Spott, Mißgunst und Verleumdung des Selbstgefühls, besonders in Gegenwart anderer Wesen. Auch die Erregung von Furcht und Schrecken kann dauernde Schwächen hinterlassen. Der Schutzmantel hält die! Der schwarze Mann kommt! Mit solchen und ähnlichen Erregungen beginnt es. Auch die Erlebnisse der umgebenden Menschen gehen nicht spurlos am Kinde vorbei. Unbewußt langt keine Seele Freude und Sonnenlicht, Trauer und Schatten in sich auf. Das Kind empfindet mehr von der umgebenden Atmosphäre als die Erwachsenen ahnen.

Alle Erwachsenen, seien es nun Eltern, Lehrer oder sonstige Personen, die irgendwie mit Erziehung zu tun haben, müssen sich also in ihrem Umgang mit Kindern der größten Sorgfalt, Vorsicht und Feingebühigkeit befleißigen. (E. Kasper in der „Gesundheit“.)

Erziehung. Die ich mehr behandeln Sie junge hübsche Mädchen mit ungewöhnlicher Lebenswürdigkeit, während Sie den übrigen Schollergärten gegenüber ziemlich groß sind. Das macht keinen guten Eindruck. Ein richtiges Baustein muß ohne Ansehen der Person jeden gleichmäßig groß behandeln!

Lebenserregung. Hierin Sie, wir haben doch Bismarck, aber seit zwei Tagen läßt er sich nicht mehr sehen! — Ja, der ist von einem Herrn aus Bochum angeknüpft worden.

Redereien

„Ihr sollt nicht so genäsigig sein... eßt lieber was Ordentliches!“

„Ist oft den Kindern und den jungen Leuten zugerufen. Wenn man sich aber die Mühe nimmt, einmal zu beobachten, wie übereinstimmend der Gang von Kindern zu Süßigkeiten ist, wie auffallend der Drang halbwüchsiger Bagegen, saure Gurken, Seringe und bergelassen zu sich zu nehmen, so muß man sich sagen, daß dies auf ganz bestimmten Ursachen beruhen muß. Jeder Arzt wird das bestätigen, und wenn er nicht nur nach Schema F verfährt, so wird er auch raten, diesem Trieb nach Süßem und Säurem in gewisser Begrenzung nachzugeben. In gewisser Begrenzung! Das sei betont.“

Ganz gewiß ist es nicht richtig, zu erlauben, daß Kinder sich Zähne und Magen verderben, indem sie wahllos und genäsigig Süßigkeiten zweifelhafter Güte in sich hineinstopfen, um dann bei den Mahlzeiten appetitlos und heulend die ganze Familie in einen ärgerlichen Zustand zu bringen, der Saune und Wehagen zerstört. Man soll vielmehr aus der Not eine Tugend machen und für Kinder bei den Mahlzeiten etwas Süßes geben. Puddings, Obstsalatschalen, süße Weisheits und bergelassen. Man befriedigt damit nicht nur das Verlangen der Kinder nach Süßigkeiten und führt dem Körper das zu, was er verlangt, sondern man erreicht, daß sich die Kinder auf die Mahlzeiten freuen.

Für die Mutter bedeutet es allerdings etwas Mehrarbeit. Der schwerarbeitende Vater ist natürlich nicht mit derartig leichter Kost abzugeben. Es heißt also: Zweierlei lochen. Aber die aufgewandte Mühe lohnt sich durch die zufriedenen Gesichter bei Tisch und die gesteigerte Begehrlichkeit. Die Kosten sind erschwinglich. Allerdings Obst, das ist eine traurige Erscheinung der heutigen Zeit. Obst ist unerbittlich teuer. Hier sollten reichswirtschaftliche Bestrebungen eingreifen. Solange ein Pfund Kirchen fast soviel kostet, wie ein Pfund Fleisch, ist es für den Arbeiter gleichermaßen unerträglich. Aber mit Puddings, die Milch und Zucker enthalten und unter Zuhilfenahme von Obstsalaten preiswerte Gerichte bilden, kann man sich helfen.

Man wird merken, daß Kinder bei der Wahl zwischen einem Schälchen Pudding mit Himbeersaft und einer Tüte giftgrüner Bonbons zweifelhafter Güte dem Pudding den Vorzug geben werden, ja, daß der übermäßige Gang zu Redereien verschwindet, wenn die tägliche Nahrung sich dem Geschmack der Kleinen angepaßt hat.

Ein etwas schwierigeres Kapitel ist die Sucht nach „Saurem“ bei den Halbwüchsigen. Wenn die Mutter in der Speisekammer eine gelegte Gurken und Bohnen hat, wenn sie versteht, einen wohlgeschmeckenden Salat — Kartoffel-, Blatt- oder Gurkensalat — auf den Tisch zu bringen, wenn sie außerdem ab und zu eine Zitronenlimonade oder ähnliches als Getränk gibt, so hat sie es in der Hand, hier dem Appetit gleichermaßen gerecht zu werden, wie der zu beachtenden Vorsicht, Scharfe, saure Sachen im Übermaß genossen führen zur Säureverderbnis und zu dem gefährlichsten „blühenden“ Aussehen der jungen Leute. Vorsichtig und mit Bedacht der Folge der täglichen Mahlzeit eingefügt, helfen aber die pikanten, leicht säuerlichen Gerichte, dem Appetit zu stillen und den Stoffwechsel zu fördern.

Mit der zunehmenden Entwicklung verlieren sich alle derartigen Auswüchse und der erwachsene Mensch merkt dann selbst am besten, daß die gemischte Nahrung — nicht zuviel Fleisch, viel Gemüse, etwas Obst — in wohlgeschmeckender und sorgfältiger Zubereitung die beste nährstoffreiche ist.

Darum: Gebt ihnen „Süßes“ und gebt ihnen „Säures“ — nur sorgt für vernünftiges Maßhalten dabei!

Internationalismus

Der Frankfurter Zeitung entnehmen wir die folgende glänzende Schilderung eines modernen Schlemmerlabarettis.

Um Neun geht's los. Um halb Neun sind die Spießer schon da. Querschnitt, bei magischem Licht, etwas Weißliches und mimi einem Bajaderentanz. Stop. Normalität. Lang fürs Publikum. Männliche und weibliche Extremitäten im Charleston-Rhythmus. Stop. Magisches Licht. „Sie“ in Nr. 2. Fast ganz in Schwarz. Verendet in Schwermut am Boden, alle Biere von sich. Stop. Normalität. Schinung mit Fabrikanten- und Generaldirektorenbeilegung. Steigende Gemütslichkeit. Transpiration. Wein. Selt. Flips. Mädchen, Kellner rennen. Stop. Magisch. „Sie“ in Nr. 3. Donnerwetter! Eva in der Badehofe. Die Drispinger sitzen nicht. Tant mieux. Ach so, das viele Fleisch ist nicht für uns, sondern für den — o Gott, die Person! — wasserstoffblonden Partner, der nun diagonal herantritt. „Aufslores ad infinitum. Zuruf: Na, seht ihr bald soweit?“ Sie sind. Stehen in Klebefstellung. Rasender Weisfall. Stop. Normal. Prestissimo-Stop für das Publikum. Der schmunzelnde Besucher an der Barrik. Stop. Der Erlechte naht, der Conférencier (Anfänger). Plond. Plau. Stop. Sagt was von „in medias res“, das sei zu deutsch: Hin in die Kartoffeln — improvisiert dann von Tisch zu Tisch... zum Beispiel: „Die Dame wird dem offenen Rücken, darf sich noch etwas tiefer bücken...“ Das blaue Fräulein an der Wand, wo hat es denn die andere Hand? „Hier Herren an einem Tisch allein, was mögen das für Brüder sein?“ usw... Die Sinne des Publikums sind bis zum Platzen gespannt: Da — der große Augenblick. Der Conférencier, plötzlich umschwingend:

„So lustig wir auch hier sind: wir werden als echte Deutsche — und das sind wir doch alle, alle, die wir hier versammelt sind — also: wir werden als echte Deutsche auch den Ernst des Lebens nicht vergessen. Ich bin daher überzeugt, daß Sie mir gerne gestatten werden, Ihnen eine von mir selbst gedichtete und komponierte Ballade aus der Nachkriegszeit, betitelt „Der Dieb und sein Hauptmann“ vorzutragen.“

„Vor sitze um Ruhe und Sammlung...“

Musik... Der Kanus steigt:

Ein Arbeitsloier bringt als Dieb in eine hochherrschastliche Kurfürstendammwohnung. Schwelende Leppiche. Seidne Portieren. Gold. Silber... Da, wie er eben zugreifen will, öffnet sich die Nebentür, ein Revolver blüht durch die Öffnung, dann tritt ein schöner Mann in gelbseidenem Phjama heran... Langes, gegenseitiges Anschauen... Langsam senkt sich die Hand mit dem Revolver... Der Dieb, schwarz, verdirbt sein Gesicht in seinen Händen. Hauptmann und Bursche von der Bestfront haben sich wiedererkannt, stehen in stummer Erschütterung. Und die Ballade schließt mit den Strophen, die ich mir nachgeschrieben habe:

Der Bursche, er schluchzt, der Hauptmann, er weint,
Sie sinken sich stumm in die Arme:
Erinnerung an Douaumont hat beide vereint
Und erlöst von untröstbarem Garme.

Verstreich mir, ermannt sich der Hauptmann sodann:
Du lässest mich fürder das Stehlen!
Dirst wieder ein deutscher, ein reiblicher Mann,
Und mußt du ums Brot auch dich quälen.

Erst kommt ja der Tag, und er ist nicht mehr fer:
Da reiten und streiten wir wieder:
Und über uns flammet der Siegesstern,
Und die Feinde, sie liegen daneben!

Das Publikum tobt... Tisch... Selt... Charleston... Der Conférencier hat die Dame zum Tanzen ergriffen, die sich tiefer bücken darf... Die! Vaterland, magt ruhig sein...

Die Familie des Stuhlflechters

Von Erich Grisar

Jeher einen Stuhl unter den Arm geklemmt, verließen sie das Haus. Das Kind, das vordem auf der Treppe gesessen, hing sich an den Arm der Mutter, der sich dadurch vorn noch mehr in die Höhe zog, als er das ohnehin schon tat.

Der die drei sah, er mit den großen, leer ins Weltstarrenden Augen, sie mit dem von Hunger und Sorge gekennzeichneten Gesicht und aufgetriebenem Leib, dazu das Kind, das auf epileptischen Gliedern sich hinterher schleifte, konnte meinen, der Schöpfer habe in dieser Familie ein Beispiel schaffen wollen für das, was ein Mensch zu leiden und zu tragen vermag. Genau gesagt waren es nicht drei, sondern vier Menschen, die da gingen; denn gerade das ungeborene Kind dieses blinden Stuhlflechters schien die eigentliche Ursache dieses offenkundigen Elends zu sein und die Spur seiner Gegenwart, seines Scharnschmerzes, war es, die den stärksten Eindruck in allen Vorübergehenden hinterließ; denn es war ja schon im Voraus dazu bestimmt, so viel mehr leiden zu müssen als irgendein Wesen auf der Erde.

Mit festem Schritt schob die Frau sich, ihren Mann und das Kind vorwärts. Dabei sprach sie auf ihren Mann ein, jedoch gelang es mir nicht, eines ihrer Worte zu verstehen. Ich folgte ihnen bis zur Brücke des Flusses. Hier blieben sie stehen und setzten sich müde auf die Stühle, die sie bei sich trugen.

Es begann zu regnen. Der Blinde horchte mit gespanntem Ausdruck auf die fallenden Tropfen, während die Frau sich dann und wann das Gesicht wuschte. Das Kind bedeckte sich mit seiner Schürze. Wer die drei jetzt sah, konnte meinen, daß sie auf der Welt keinen Ort wüßten, um zu weilen, als diese Brücke, auf der sie der Regen überfiel. Die beiden Stühle schienen die eigenen und einzigen Möbel zu sein. So erschienen sie ärmlicher als die Zigeuner, die mit ihrem Wagen durch die Welt fahren und wohin sie kommen, zum wenigsten die Erde unter sich wiffen, während diese Familie hier nichts unter sich hatte, als den rinnenenden, heimatlosen Fluß, der nirgendwas raffen darf. Der Blinde horchte nun auf das Rauschen des Wassers.

„Wenn man da hinunter spränge“, hörte ich ihn sagen, „ob einem dann besser wäre?“

„Ja, ja“, gab sie zur Antwort, wie wenn sie nicht hingehört hätte. Dann jedoch fuhr sie auf: „Und wer soll die Stühle fertig machen, wo ich doch morgen vielleicht schon...“

„Ja, die Stühle, an die dachte ich schon gar nicht mehr.“ Und es sah aus, als ob er sie anfühe und um Verzeihung bitten möchte. „Wie gehen“, sagte sie dann, fachte ihn am Arm, nahm ihren Stuhl und zog ihn vorwärts. Mit einer heftigen Bewegung zog auch er seinen Stuhl an sich. Das Kind trippelte der Mutter nach und fachte wie vorher ihren Arm.

Die Leute, die sich angesammelt hatten, verließen sich, ein Schutzmann fragte, was da los wäre, und als ich die Familie hinter der nächsten Straßenecke verschwinden sah, war ich allein auf der Brücke. Immer noch blickte ich in das Wasser hinunter, und im fallenden Regen war mir, als hörte ich die Stimme des Blinden noch neben mir: „Wenn man da hinunter spränge?“ sprechen. Und dann die leisende Stimme der Frau: „Wer soll denn da die Stühle fertig machen?“

„Ja, die Stühle! Ich schreie auf. Jemand fachte meinen Arm. Mann, sie werden ja ganz naß!“ „Ja“, sagte ich, und blickte in das Gesicht des Schutzmannes von vorn. „Sie erfüllen sich ja...“ und er sagte das, wie wenn eine Mutter ihren Sohn ermahnt, der alt genug ist, um nicht mehr ermahnt werden zu müssen, bei dem aber oft noch ein Wort auf guten Boden fällt. „Ja, danke, Guten Abend“, sagte ich und ging wieder meinen Geschäften nach.

Als ich am Abend in meinem Bette lag, dachte ich wieder an die Begegnung des Nachmittags. Sah die Familie wieder auf der Brücke stehen, ohne zu wissen, ob ich träumte oder im Zustande halber Wachsens war: die Bilder des Nachmittags wieder zurückrief. Und wieder sah ich mich am Geländer der Brücke stehen. „Mann, sie werden ja ganz naß...“ Ich sah den Schutzmann verwundert an und hob meine Hand: „Da, sehen sie. Da...“

Nichtig, er sah.

Auf dem Wasser schwamm die Familie, die wirklich hinein-gelungen sein mußte. Aber wie es schon vorher die Stühle waren, die nicht ganz untergehen tiefen, so waren sie es auch jetzt. Krampfhaft hielten sie sich an ihnen fest und hielten sich so über Wasser. Sie lange sie so den Fluß hinabgeschwommen und ob sie erst am Wehr oder schon vorher abtaufen, weiß ich nicht. Ich verlor sie bald aus den Augen und außer mir und dem hilflosen Beamten schien niemand die Untergehenden zu sehen. Dann war mir, als sähe ich alle drei mit wieder entgegenkommen. Das Kind mit noch fest um den Hals der Mutter geklammerten Armen, so wie ich sie im Wasser gesehen hatte. Doch konnte ich mich nicht auf den Ort besinnen, an dem ich mich befand. Da hörte ich die Frau stöhnen: „Wenn man nun nun nicht einläßt?“ — „Man wird schon“, antwortete der Blinde und fuhr fort: „Geben wir nicht unser Leben hindurch gearbeitet, haben wir nicht gedurft und heißt es nicht in der Schrift...“

„Ja, ich glaub's schon.“ — Und sie gingen weiter.

„Da sind wir“, sagte er dann, und mir schien es, als ob sein Blindsein nun von ihm gefallen wäre.

Es klopfte gegen ein Tor. „Wer ist denn da draußens?“ brummte ein Bart.

„Die Stuhlflechter kommen.“ dann sah ich, daß es das Himmeltor war, vor dem sie standen; denn Petrus strakte seinen Kopf hervor. Etwas von dem Glanze des Himmels drängte sich an ihm vorbei und fiel auf die Stühle, die immer noch am Arm dieses seltsamen Paares hingen.

„Was schleppt ihr denn da für ein Gelumpfe heraus?“ murkte es dumpf. Dann hörte ich die Frau etwas wie eine Entschuldigung sprechen und sah, wie der Himmelspförtner aufsprang.

„Ja, da hört ich doch nun alles auf. Ihr armen Luderzög glaubt wohl, es ginge hier oben so arm zu wie da unten, daß ihr eure Stühle gleich mitbringt? Und überhaupt, was wollt ihr mit solch zerfetzten Stühlen? Das wäre ja die reine Verleumdung für den lieben Gott, wenn ich euch mit denen hier herein ließe.“

„Es doch die Stühle vom Direktor Rosenthal. Wir hatten sie gerade zum Ausbessern, als wir...“

„So, so, ihr ward wohl zu faul, eure Arbeit fertigzumachen und halt euch schnell verdrückt. So, so, das wird ja immer netter. Was soll denn da der unten denken, wenn ihr mit den Stühlen nicht wieder kommt?“

Die beiden sahen sich verlegen an. Dann sagte die Frau: „Der ist reich genug und wird sie verschmerzen.“

„Das wird ja immer besser. Was meint ihr denn, wenn der eines Tages hier oben ankommt und sieht euch mit einer Frechheit hier herumliegen? Was der dem Herrgott für Bosworte macht! Marisch, ob gibt nichts. Seht zu, wo ihr bleibt. Geht bleibt Geht und Geht verpflichtet euch, übernommene Arbeit auszuführen und rechtzeitig anzuliefern.“ Damit warf er das Himmeltor zu, daß es kachte. Die Familie aber, hungrig und müde, dabei erfüllt von einer großen Enttäuschung, die vielleicht die größte ihres Lebens war, denn sie waren immer schwam gewesen und hatten die Kirche sogar außer den heißen Feiertagen besucht, wußten nichts zu tun, als sich vor den Toren des Himmels auf ihre Stühle zu setzen.

„Hi, lange sie so sagen, weiß ich nicht. Blödsinn erteilte eine Stimme: „Holla, aufpassen! Man muß ja meinen, hier will man bis zum jüngsten Tag schlafen.“ Ein tiefes Ordnen erklang. Verwundert suchte ich mir auszuenden, was nun wohl kommen würde, da schien es mir, als ob der Wärm mir gesollten hätte... Ich machte die Augen auf und richtig, bis in der hellen Tag hinein hatte ich geblinzel. Ich sah zur Uhr. Nun aber schnell, dachte ich, und hatte alles Vorhergehende schon vergessen.

Wie man mir so träumen kann. Dann ging ich meiner Beschäftigung nach. Der spätere Nachmittags führte mich in die Gegend, in der ich gestern die Stuhlflechterfamilie verschwinden sah. Vor einem Hause hatten sich Menschen angesammelt. Ich drängte mich zwischen die Neugierigen. „Was ist denn hier los?“ fragte ich die Umstehenden.

„Do hot sich einer die Treppe runtergestürzt!“

Ich hatte eine Ahnung und betrat das Haus. Vor mir her trugen zwei Männer den Körper des Verunglückten die Treppe hoch. Oben vor der Tür einer Wohnkammer machten sie Halt. Bis ich heraufkam, kamen sie mir schon wieder entgegen.

„Na, der hats überstanden“, hörte ich einen sagen, „es war auch besser für ihn.“ — Dann trat ich in die Stube. Nie im Leben sah ich so viel Grauen zwischen vier Wänden gebrängt.

Wie so viel Elend.

Da lag die Stuhlflechterin mit offenem Leib auf dem einzigen Bett des Raumes. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie gegen die verbrühte Decke der Stube. Ihr zu Füßen ein toigeborenes Kind. Ihren Mann hatte man auf den Tisch gelegt. Seine Füße hingen herunter. Es schien, als seien sie mehrfach gebrochen. Aber auch am Kopf klappte eine große Wunde, aus der das Blut in die Stille der Stube rann, wie das Tiden einer Uhr, die hier zu stehen schien. Mir war es, als hörte ich jemanden atmen, und hoffte schon, die Frau sei noch am Leben. Ich trat näher. Es schien nicht glaublich, da begegnete ich dem hilflosen Bild des Kindes. Es schien noch gar nicht begriffen zu haben, daß es eine Waise war und froch mit unbeholfenen Bewegungen aus der Ecke des Zimmers heraus, in der es geschlafen hatte. Als es den Toten auf dem Tische liegen sah, rannte es fort. Ich hörte es im Hausflur schreien.

Dann ging ich. Hier war niemand mehr, dem man helfen konnte. Ehe ich die Tür schloß, sah ich noch nach den Stühlen. Sie waren nicht mehr da. Sicher hatte der Blinde sie noch fertig machen können. Vielleicht hatte er mit dem Gelde einen Arzt bezahlen wollen und fand seine Frau tot, als er zurückkam. Jedenfalls hatte er seine Pflicht getan, ehe er sich in den Tod stürzte. Ich dachte an meinen Traum und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Nun würde man sie wohl in den Himmel lassen. Aber wer weiß, ob man ihnen nicht doch noch einen Strich zu drehen versucht aus der Tatsache, daß sie ihr Kind allein zurückließen.

Sicher ist so etwas nicht.

hatten sich Menschen angesammelt. Ich drängte mich zwischen die Neugierigen. „Was ist denn hier los?“ fragte ich die Umstehenden.

„Do hot sich einer die Treppe runtergestürzt!“

Ich hatte eine Ahnung und betrat das Haus. Vor mir her trugen zwei Männer den Körper des Verunglückten die Treppe hoch. Oben vor der Tür einer Wohnkammer machten sie Halt. Bis ich heraufkam, kamen sie mir schon wieder entgegen.

„Na, der hats überstanden“, hörte ich einen sagen, „es war auch besser für ihn.“ — Dann trat ich in die Stube. Nie im Leben sah ich so viel Grauen zwischen vier Wänden gebrängt.

Wie so viel Elend.

Da lag die Stuhlflechterin mit offenem Leib auf dem einzigen Bett des Raumes. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie gegen die verbrühte Decke der Stube. Ihr zu Füßen ein toigeborenes Kind. Ihren Mann hatte man auf den Tisch gelegt. Seine Füße hingen herunter. Es schien, als seien sie mehrfach gebrochen. Aber auch am Kopf klappte eine große Wunde, aus der das Blut in die Stille der Stube rann, wie das Tiden einer Uhr, die hier zu stehen schien. Mir war es, als hörte ich jemanden atmen, und hoffte schon, die Frau sei noch am Leben. Ich trat näher. Es schien nicht glaublich, da begegnete ich dem hilflosen Bild des Kindes. Es schien noch gar nicht begriffen zu haben, daß es eine Waise war und froch mit unbeholfenen Bewegungen aus der Ecke des Zimmers heraus, in der es geschlafen hatte. Als es den Toten auf dem Tische liegen sah, rannte es fort. Ich hörte es im Hausflur schreien.

Dann ging ich. Hier war niemand mehr, dem man helfen konnte. Ehe ich die Tür schloß, sah ich noch nach den Stühlen. Sie waren nicht mehr da. Sicher hatte der Blinde sie noch fertig machen können. Vielleicht hatte er mit dem Gelde einen Arzt bezahlen wollen und fand seine Frau tot, als er zurückkam. Jedenfalls hatte er seine Pflicht getan, ehe er sich in den Tod stürzte. Ich dachte an meinen Traum und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Nun würde man sie wohl in den Himmel lassen. Aber wer weiß, ob man ihnen nicht doch noch einen Strich zu drehen versucht aus der Tatsache, daß sie ihr Kind allein zurückließen.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Sicher ist so etwas nicht.

Deutsche Jugendherbergen

Zähler Jugendherbergen 1920 1921 1922 1923 1924 1925 1926 1927

Zähler Übernachtungen 1920 1921 1922 1923 1924 1925 1926 1927



Die deutsche Jugendherbergsbewegung hat außerordentlich schnell an Ausdehnung gewonnen. Der Verband für deutsche Jugendherbergen umfaßt jetzt 900 Ortsgruppen und 70 000 Mitglieder. Er verfügt über 2300 Herbergen, von denen 150 Eigenbeime sind. Durch die Fahrvergünstigungen der Eisenbahn für Jugendfahrten liegt die Übernachtungsziffer im letzten Jahre von 1 460 000 auf 2 107 000. Die Herbergsgäste waren zu 30 Proz. Volksschüler, 32 Proz. höhere Schüler und Studenten, 38 Proz. Schulklassen. Unter den Gästen befanden sich etwa 30 Proz. Mädchen.

Vorn Suchthaus

Bei Regenwetter kam ich in die fremde Stadt. Aber es war doch schön: wie ein dunkler Stein lag die alte Stadt eingebettet in den übrigen Ring ihres Flusses. Die Berge ringsher um von ihrem Grün und in allen Gärten blühten die Rosen und hellduftende Jasmin. In den Parks liegen die weißgelben Blütenstrahlen von den vielgewundenen Ästen der Magnolien. Kinder lachen und die liebsten Klänge langer. Von irgendwoher schwing die sanfte Melodie eines Klaviers. Und die Mädchen trugen bunte Kleider und ein glückliches Lächeln auf den leuchtenden Wangen. Trotz des grauen Himmels.

Wieder aus der Stadt heraus ragte der steile Bronzefelsen, oben drauf die tausendjährige Burg, um deren blaugraue Mauern die schreienden Dohlen in ganzen Scharen flogen. Diese Burg war einst ein Edelitz — jetzt ist sie ein Sitz für Unglückliche, ein Suchthaus, eine Gefangenenburg.

Ich mühe mich die engen Treppen zur Burg hinauf, ich komme an einem uralten Kirchlein vorbei, Grabsteine, Jahrhunderte alt, zeigen mir steinerne Totenköpfe und ruhmvolle Inschriften über das Leben der hier Bestatteten.

Dann bin ich oben am Tore der Burg, am Suchthaus. Eine Terrasse. Da heraus steigt der Brunnen: ein Steinlöwe alter Adelsgeschlechter, und aus dem weitgeöffneten Schlund einer gründungenen Schlange sprüht der silberne Wasserstrahl, wo der ins Brunnensieden kühlt, da gibt es grüne und opaline Kreise, einer jagt den anderen und ein Klang wie Silberlingen erkaut mein Herz. Aber da ist noch ein anderes Klängen, das Rauschen des Regens auf das Gelblatt eines breiten Lindenbaumes, der den Brunnen mächtig überwächst. Der Regenpfleger zirpt sein eintöniges Lied: Süß! süß! Eine Waise unter dem Lindenbaume, Wanl am klingenden Brunnen. Ich breite den Mantel auf die Bank und ich sehe mich. Und ich frage mich der prächtigen Fernsicht.

Immer die schreienden Dohlen um das Getürme der alten Mitter- und Suchthausburg, und drunter die Stadt — ganz schieferblau. Die weiße Dampfshlange eines Bahnzuges durchs grüne Tal. Daneben die silberne, gewundene Fuchshlange. Und die Berge, die sich einer aus dem andern gebären! Wie ein unerbliches Gemelle fließt das Gebirge grün und grün vor deinem glücklichen Bilde dahin. Hier und da auf Bergeshöhe die Silhouette einer alten Burg — du weißt nicht, ist es Ruine oder ist es noch wohnbarer Bau? Aber dieses weißt du: hinter jenem Tore der Burg hier neben dir, da wohnt das Unglück.

Ein Suchthaus. Einige hundert Menschen schmachten in engen Zellen nach Freiheit und Licht, nach Willen und Liebe, nach Gemütskraft und Freundschaft.

Vor mir auf der Terrasse sind schön geordnete Blumenbeete. Vielfarbige Stiefmütterchen blühen — und die römische Kamille duftet scharf. Freude und Trauer wohnen zugleich in meiner Seele, Trauer um die Unglücklichen im Suchthaus, vor dessen Tor ich stehe, und dann die Freude um das Blühen der Natur, um die Schönheit der Landschaft und um das silberne Klängen vom Wasserfälle des Brunnens. Und der Regen raucht auf Blatt des Lindenbaumes.

Ich saß lange hier, vielleicht eine Stunde, es mochte gleich Mittag sein; da hörte ich einen festen Marschritt, ich schaute auf und es war ein Duzend braungelb gekleideter Gestalten mit schirmlosen roten Mützen am lahngeschorenen Haupte kommen von der Außenarbeit her in die Heimstätte zurück, zurück in die Suchthausburg: zum Mittagessen.

Ein Duzend Augenpaare brennen in mein Herz, ich springe von meinem Sitze auf, wie in die Seele gestochen. Diese Gefangenenaugen fühlen mein freies landschaftsgenügendes Glück — neideten sie es mir? Ich weiß das nicht, aber da der Zug dieser Unglücklichen an mir mit Eifersüchten vorbei kasselt — da grüßte mich durch den Mund hin das Herz des Vordersten: „Guten Tag!“ Und das Echo des gemiedenen Grußes kam aus aller Munde. Alle Gefangenen grüßten mich. Und ich selbst stand tief befremdet vor ihnen, beidseitig ob meiner Freiheit. Verwirrt und verstört muß mein Gruß gelungen haben, denn ich auf ihren Herzengruß zurückgab, ich sagte: „Freunde, Glückauf!“ Ein harter Blick der begleitenden Beamten traf mich, lag zu viel Menschlichkeit in meinem Gegenrücke? Die Beamten mit umgeschlallten Revolvern, mit Schirmmützen, in blauen Uniformen, die taun wohl ihren notwendigen Dienst als Suchthaus-Wachmeister, und dennoch, ich empfand sie als Grausame. Mein Herz war mit den Unglücklichen, mit den braungelb Geleibeten!

Die Schlüssel hatten im Tore metallene gefaßelt, das Tor hatte ein wenig gequiecht — mit gebeugten Nacken waren die unglücklichen Suchthäuser wieder in ihre Zwangsbürg eingezogen. Das Tor schlug hart zu. Alles war vorbei.

War alles vorbei? Nein. Noch lange sah ich unterm Regen auf der Lindenbaumbank, am Silberklingenden Brunnen. Die Dohlen schrien weiter im tausenden Fluge — und auch mein Herz schrie; schrie das Leid der Gefangenen über den Himmel hin in alle Winde. Keine Liebe! Keine Gemeinschaft! Keine Freude! Kein Handrücken! Nicht die warmen tröstenden Lippen eines geliebten Weibes! Was ihm die Unglücklichen da hinter dem Suchthausstore auch durch die Wildheit ihres Blutes „verbrosen“ hatten — die Strafe war zu hart, zu unmenlich, das mußte mein Herz. Und vor den Gefangenen schämte ich mich, schämte ich mich unserer unbarmherzigen Gesellschaftsformen: die den gestrauchten Menschen wie ein wildes Tier in enge Steinräume einsperren. Was brauchen wir? Strafreform! Ein höheres Sperberpaar, das die Burg und die Dohlen in kühnen Kreisen noch weit überflüg, das forberte in kühnem Schrei: Mehr Liebe für die Unglücklichen!

Das Haus der Arbeit

Auf dem Boden der berücktigten Schmelz — noch liegen einzelne Grabsteine des alten Friedhofes umher — dort, wo junge Menschen jahrelang im Militärdienst gebrüllt wurden, wo des schlechtgelauten Feldwebels Kommandos „Auf — Nieder!“ sich zum Marktrium der ihm Ausgelieferten steigerte, dort ist eine neue Stadt der Arbeit im Entstehen. Eine Karl-Marxstraße bildet den Zugang zu diesem neuen Stadtviertel, dem der Bau der zweiten Wiener gewerblichen Fortbildungsschule mit dem ihr angeschlossenen Lehrlingsheim das Gepräge gibt.

Hier wurde von allen beteiligten Stellen: Stadtbauamt der Gemeinde, den Architekten Hofbauer und Baumgarten und dem Fortbildungsschulrat eine Lehrstätte der Jugend geschaffen, die schon in ihrer Architektur die Würde der Arbeit zum Ausdruck bringt. Ein hoher Arkadengang führt in das Innere des Gebäudes zur Aula, dem Versammlungsort der Lehrlinge, denen sich erst Knapp vor Schulbeginn die Pforten der Schulzimmer und Lehrsäle öffnen. Das alle Lehrhefte den strengsten Erfordernissen der Gegenwart entsprechen, versteht sich von selbst. Auch die Vorkehrungen in hygienischer Beziehung sind musterhaft. Gohlhellen aus Steinholz bilden den Abschluss von Gängen und Räumen, um Staubansammlungen zu verhüten, aus demselben Grunde haben alle Schränke dachförmige Aufsätze.

Das im Herbst vergangenen Jahres vollendete Gebäude ist als Ergänzung des seit 1911 bestehenden ersten Zentralgebäudes der gewerblichen Fortbildungsschule gedacht. Um alle Lehrlinge Wiens aufnehmen zu können, deren ein großer Teil noch in Volksschulen untergebracht ist, wären zwei weitere Gebäude nötig.

Die zweite Fortbildungsschule beherbergt die Fachschulen der Holz- verarbeitenden Gewerbe: Tischler, Zimmerer, Wagner, Fassbinder, Klavierbauer. Daneben eine Musterabteilung für Kleidermacherinnen und die Schulen der Bildhauer, Stuckateure, Keramiker, der Porzellanflechter und Büchsenmacher.

Die dreijährige Schule soll eine Ergänzung der Meisterlehre sein, dem Lehrling, der einen Tag der Woche hier verbringt, Gelegenheit geben, sich für seinen zukünftigen Beruf nötigen Kenntnisse anzueignen, ihm aber auch gleichzeitig ein planmäßiges Aussteigen von leichteren zu schwereren Arbeiten ermöglichen. Während der Meister seine Arbeit nach den einlaufenden Bestellungen richten muß, ist hier der Lehrling als Schüler maßgebend für die Einteilung der Arbeit als Lehrstoff. Besonders wichtig ist der Umstand, daß hier die Sorge um beschädigtes Material wegfällt, die selbstverständlich den Meister davon abhält, dem Lehrling ein kostbares Stück zur Bearbeitung zu geben. Wollschiff ist die Werkstatt zum Modell gestaltet. Die große Abbindehalle der Zimmerer stellt eine schöne Dachkonstruktion dar; bei der jeder Binder ansetzt gearbeitet ist. Ähnlich ist in der Werkstatt der Stuckateure und Bildhauer eine Hand bis auf das Eisengerüst unvollendet, so daß Mäßen hineingearbeitet werden können, die dann wieder entfernt werden.

Beim Kleiderhandwerk sorgt eine Kunstgewerbelehrerin dafür, daß die freie Phantasie der Mädchen sich entfalte; ohne vorherige Zeichnung schreiben diese aus Papierstreifen Muster aus, die dann zu Verzierungen für Stragen, Mäntel, Gürtel usw. verwandt werden. Besonders Gewicht wird auf Materialkenntnis gelegt, das heißt, das Ornament muß sich organisch aus dem verwendeten Stoff ergeben. Neben dieser künstlerischen Seite der Schneidererei wird natürlich auch die technische entsprechend gepflegt. Auch hier ist es wieder von Bedeutung, daß das Lehrling ein ganzes Stück angestützter Gelegenheit erhält.

Da die Lehrlinge einen ganzen Tag in Werkstatt und Schule verbringen, ist auch für Erholung in entsprechender Weise gesorgt. Im reizenden Speisesaal wird für geringes Entgelt ein reichliches, gutes Mahl reserviert. Bücher und Zeitschriften können in der Bibliothek entlehnt werden, auch für Spiele stehen eigene Räumlichkeiten zur Verfügung. Abends finden Kurse in Musik, Turnen, Stereographie usw. statt. — Die Klavier- und Orgelbauer haben sich zu einem Orchester vereinigt, das im schönen Festsaal eine Beethovenfeier veranstaltete.

Dies neue Haus der Arbeit wirkt schon durch die Schönheit seiner Räume und Säle, durch den lichten künstlerischen Geist, der darin herrscht, erzieherisch auf die Jugend. Es ist nicht nur wahr, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen kann, auch die Umgebung muß gesund sein, damit Körper und Seele sich entfalten können.

Und aber erwächst hier verstärkte Verantwortung gegenüber diesem neuen Zeitalter. Denn unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß Leben und Wirklichkeit, die sie nach der Schule aufnehmen zu dieser nicht in allzu starkem Gegensatz stehen... Dr. G. O. K. A. Z. G. L. A. Z.

Die Schnur und der Traumweben, sie sind der weichen Seele süß, doch edler ist ein starkes Streden und macht den schönen Traum gewiß. U. H. L. A. N. D.

Verbandsleben



Über Lehrlingswesen

Nicht „dienen“, sondern „viel verdienen“ ist der Zeitgedanke der Unternehmer auch auf diesem Gebiete. „Was schert uns der Lehrling noch, wenn er Gelehrte wird, die jungen Leute werden hier nur frech!“ Solche Geständnisse zu hören hat man oft Gelegenheit.

Wir Gewerkschafter haben alle Ursache, dem künftigen Kollegen den Weg zu ebnen. Wohl wünscht der Unternehmer unsere Mitarbeit ab; jedoch haben Ober- und Unterführer im Betrieb wenig Zeit für die Jüngsten. Immer wieder hören wir von jungen Kollegen: „Was ich lernte, verdanke ich Gewerkschaftern.“ Eine fortschrittlich geformte Fachschul-Lehrerschaft hilft uns; denn daß der Lehrling Tagesunterricht hat, ist dem Unternehmer ein Grauel.

Wie haben wir zu beginnen? In jedem Betrieb finden wir Kollegen, die einmal der Jugendbewegung angehört. Diese können mit den Jungen denken und fühlen und vor allem reden. Da kann Vortrag gehalten werden über Unfall- und Berufsgefahren. Man zeigt die theoretischen und praktischen Seiten der Metallbearbeitung, man zeigt ferner das Wesen und den Wert der Zeichnung. Wir weisen hin auf den Wert des Schichtbildes, der kunstgewerblichen Zeichnung und des Gemäldes.

Der junge Mensch hat tiefe Sehnsucht, sein Wissen und Können zu weiten, und gern läßt er sich von denen beraten und anregen, die täglich mit ihm arbeiten. Wanderungen durch Stadt und Dorf, Führungen durch Sammlungen, Betrachtungen von Eisenbauten, Architekturen, Kirchen und Rathhäusern geben ganz neue Eindrücke. Eine ruhige, harmonisch geführte Ansprache vertieft alles. So reifen gute Verhältnisse von Mensch zu Mensch heran. Gewiß ist es schwer, diese Wege zu gehen, und solche, die Lärm lieben, bleiben fort. Das sind die Oberflächlichen. Wer sich aber als Student der Lebenshochschule wählt; der weiß, daß hier Hand angelegt werden muß. Mag auch die Saat eine Zeit in den jungen Herzen schlummern, die Saat geht auf, sie erwachen, um dann „an anderer Seite zu schreiten“.

Der Kampf um die Seele des Lehrlings ist vom Unternehmer im ersten Abschnitt verloren; an uns aber ist es, die Seele des jungen Menschen zu gewinnen durch Klugheit, Geduld und Unsticht.

Lohnbewegungen des DMB

Im Jahre 1926

Das Jahr 1926 trat die Gewerkschaft eines anderthalb Millionen starken Arbeiterheeres an, das sich im ersten Viertel dieses Jahres um 350 000 Arbeiterlose vermehrte. Hoch ebte die Arbeitslosigkeit in den nächsten Monaten ab und erreichte am 1. November ihren niedrigsten Stand. Es wurden an diesem Tage 1 308 000 Unterhaltende der Gewerkschaften gezählt. Diese Zahl erhöhte sich aber wieder bis zum Jahresende auf 1 747 000 Unterhaltungsbedürftige. Der DMB zählte bereits am 1. April den höchsten Stand seiner arbeitstunenden Mitglieder, nämlich 148 439, die sich bis zum Jahresende auf 104 789 verringerten. Bei keiner der früheren Wirtschaftskrisen sind solche hohen Zahlen erreicht worden. Infolge der angedauerten Gewerkschaften wurde die Aktionsfähigkeit der Gewerkschaften stark beeinflusst. Mehr denn je galt es, auch die Lohnsenkung in der Metallindustrie abzuwehren. Die am Jahresende von 1923 entstandene Arbeitslosigkeit gab den Unternehmern die Möglichkeit, den Arbeitsvertrag zu befristigen und die Arbeitszeit auf zehn Stunden und noch mehr auszuweiten. In den Betrieben, wo die Gewerkschaft nicht fast genug für die Abwehr war, konnten die Unternehmer eine Verlängerung der Arbeitszeit leicht durchsetzen. In Verkennung des stets wachsenden Seizes: Lange Arbeitszeit senkt den Lohn. Die Unternehmern bezogen sich jederzeit bewußt, daß die Arbeitszeitfrage eine Lohnfrage ist.

Die getroffenen Abwehrmaßnahmen der Arbeiterklasse ergaben sich aus der gestiegenen Wirtschaftslage. Forderungen nach Verbesserungen der Lebenslage der Arbeiter dagegen blieben gegen früher weit zurück. Die Angehörigenbewegungen des DMB verringerten sich gegen das Vorjahr 1925 um 2163 Fälle. In 2331 Fällen handelte es sich um Verbesserungen der Arbeitsbedingungen, wovon 290 Fälle mit Arbeitszeitverlängerung vertrieben, während im Berichtsjahr (1926) die Forderungen auf Verbesserungen der Arbeitsbedingungen nur 168 Fälle betragen einschließlich 19 Fälle mit Arbeitszeitverlängerung. Dafür steigerte sich die Zahl der Abwehrbewegungen von 129 auf 327, wovon 211 allein für gegen Lohnforderungen war. Die Zahl der beteiligten Personen bei den Angehörigenbewegungen ging von 3 231 765 auf 3 26 205 zurück, dagegen erhöhte sich die Beteiligungszahl bei den Abwehrbewegungen von 29 357 auf 831 303.

Übersicht der Bewegungen

Art der Bewegung	Zahl der Fälle		Beteiligte	Gesamt Mitglieder	davon Organisierten
	1925	1926			
Konfliktsfälle	17	243	98	1680	152
Abwehrbewegungen	81	1697	994	15836	7671
Verbesserungsbewegungen ohne Arbeitszeitverlängerung	26	526	221	6166	4638
Verbesserungsbewegungen ohne Arbeitszeitverlängerung	149	3010	2667	229665	108208
Abwehrbewegungen ohne Arbeitszeitverlängerung	219	4424	11316	606430	311263
Zusammen	495	10000	14721	1186427	488208

Auswirkung der Bewegungen

Art der Bewegung	Zahl der Fälle		Beteiligte	davon Organisierten
	1925	1926		
Konfliktsfälle	10	1816	4	945
Abwehrbewegungen	34	1517	23	5778
Verbesserungsbewegungen ohne Arbeitszeitverlängerung	11	4965	9	1804
Verbesserungsbewegungen ohne Arbeitszeitverlängerung	41	7819	88	221889
Abwehrbewegungen ohne Arbeitszeitverlängerung	118	439108	74	272271
Zusammen	214	615365	208	601281

Personen, die bei Bewegungen mit Arbeitszeitverlängerung in Frage kommen, jedoch ihre Forderungen bei der Arbeitszeitverlängerung bewilligt erhalten oder Verbesserungen abweisen.

Streiks und Aussperrungen dehnten sich in den 127 Fällen über 25,65 vH über 708 Betriebe aus, in denen 26 692 Personen die Arbeit einstellten. Ohne Arbeitseinstellung bestanden 368 Fälle oder 74,35 vH, die sich über 14 013 Betriebe mit 1 129 735 Personen erstreckten. Alle Bewegungen mit oder ohne Arbeitseinstellung, die Verbesserungen der Arbeitsbedingungen forderten, umfaßten 168 Fälle oder 33,94 vH in 2881 Betrieben mit 325 910 Personen. Dagegen umfaßten die Bewegungen zur Abwehr von Verschlechterungen der Arbeitsverhältnisse 327 Fälle oder 66,06 vH in 11 840 Betrieben mit 830 557 Personen. An den Gesamtbewegungen waren 1 156 427 Personen beteiligt, von denen 572 729 oder 49,52 vH gewerkschaftlich organisiert waren.

Vollen und teilweisen Erfolg erzielten insgesamt 422 Fälle oder 85,25 vH für 1 016 107 Personen. Ohne Erfolg oder mit Verschlechterungen des Arbeitsverhältnisses endeten 71 Fälle oder 14,34 vH für 116 191 Personen. Erreicht wurde für 34 044 Personen Arbeitszeitverlängerung von insgesamt 123 785 Stunden die Woche, ferner Lohn-erhöhung für 257 097 Personen von 888 042 M die Woche. Sonstige Verbesserungen der Arbeitsbedingungen wie Einführung von Urlaub, Überstunden- und Montagezuschläge, erhöhte Leistungszuschläge und günstige Tarifabschlüsse wurden für 67 840 Personen erreicht. Urlaubs-einführung und -verbesserung wurde allein für 10 513 Personen durchgeführt. Abgemehrt wurden für 149 997 Personen Arbeitszeitverlängerung von 374 919 Stunden die Woche, für 467 261 Personen Lohn-erhöhungen in der Gesamthöhe von 396 287 M die Woche. Maß-regelungen wurden für 69 Personen abgemehrt und sonstige Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen für 378 811 Personen, darunter allein für 275 398 Personen Verringerung oder Verschlechterung des Urlaubs. Dagegen traten Verschlechterungen ein für 2817 Personen Arbeitszeitverlängerungen von 4120 Stunden die Woche, für 39 763 Personen Lohnabzüge von insgesamt 75 760 M die Woche, Maß-regelungen von 7 Personen und sonstige Verschlechterungen im Arbeitsverhältnis für 264 453 Personen, von denen allein durch Kürzungen des Urlaubes und dessen Entschädigung 235 458 Personen betroffen wurden.

Mancher Kampf mußte abgebrochen werden wegen ungenügenden Auftrages der beteiligten Firmen, so daß an eine Wiedereinstellung der ausgesperrten Arbeiter in absehbarer Zeit nicht mehr zu denken war. Von einigen Streiks muß Lobend erwähnt werden, daß die Teilnehmer selbst nach längerer Dauer unterzogen ausharrten, selbst als die Aussperrungen auf vollen Erfolg immer mehr schwanen.

Zusammenfassend darf aber gesagt werden, daß trotz der schlechten Wirtschaftslage die Ergebnisse als gut zu bezeichnen sind. Mit der Besserung der Wirtschaftslage wird es nicht nur Aufgabe der Organisation sein, verlorene Kosten zurückzuerstern, sondern die Kämpfe so zu führen, daß wichtige Lebensbedingungen Gemeingut der Arbeiter-schaft werden und bleiben. Dies gilt in erster Linie für die Zurück-gewinnung des achtstündigen Arbeitstages und der Sicherung eines Einkommens, das den Arbeiter jeder Not und jeder Sorge für sich und die Seinen enthebt. Dazu gehört ferner die Sicherung der Ferien für jeden Arbeiter, damit er auf einige Zeit dem Alltag mit seinen Pflichten entrückt ist.

Der Einfluß der Arbeiterorganisation würde weit stärker sein, wenn sich die Arbeiterklasse nicht im politischen Meinungsstreit zerstückelte und so die Werbung von Mitgliedern erschwert. Je größer die Zugehörigkeit der Arbeiterklasse zu ihrer Gewerkschaft, um so aussichts-reicher werden künftig die Wirtschaftskämpfe für die Arbeiterklasse sein.

Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Bezirk Breslau: Durch achtstündigen Streik sind die Abbr- abzüge der Firma Götter Kollheim in Breslau zurückgewiesen und alle wegen Ablehnung der Abbrabzüge entlassenen Mitglieder wieder- eingestellt worden.

Bezirk Erfurt: Der Schlichter für Thüringen hat eine Entscheidung gefällt, nach welcher der Überstundenzuschlag in der thüringer Metallindustrie für die erste tägliche Überstunde 15 vH, für jede weitere 25 vH beträgt.

Bezirk Frankfurt: Hochofenbetrieb und Werksanlagen des Eigenwerkes Söllingen: Erhöhung des tatsächlichen Verdienstes um 6 vH.

Bezirk Hagen: Bei der Firma Eisen- und Stahlwerke Götwin in Hagen wurden die Abbrabzüge um 4 vH aufgebessert. Die Arbeitszeit beträgt 48 Stunden. Mehrarbeit wird mit 25 vH Zuschlag vergütet.

Bezirk Nürnberg: In der Feinmechanikindustrie für Bayern wurden die Epikendöhne von 140 auf 150 M erhöht.

Bezirk Stuttgart: Bei der Firma Ritter & Hiber A.G. in Karlsruhe wurde ein Streik erfolgreich beendet. In der Eisen-gießerei Saggana wurde gestreikt wegen Nichtzahlung von un- verzinslichen Anleiheguthaben. Auch dieser Streik hatte vollen Erfolg.

Unfallsteigerung in der Metallindustrie Berlins

Nach den Berichten einer Betriebskrankenkasse eines Großbetriebes der Metallindustrie in Berlin ergeben sich folgende Zahlen:

	1913	1921	1925	1926
Zahl der Unfälle	1403	263	1384	1639
Zahl der Krankheitsstage durch Unfälle	25510	7638	31219	45013
Durchschnittl. Mitgliederzahl bei je 100 Mitgliedern sind verunglückt	3,8	0,6	2,5	3,8

Die durchschnittliche Zahl der Krankheitsstage je Unfallverletzten liegt vom Jahre 1913 von 18,1 auf 27,4 Tage im Jahre 1926. Daraus geht hervor, daß die Zahl der schwereren Unfälle eine bedeutende Steigerung erfahren hat. Aus einem Großbetriebe mit einer mittleren Beschäftigtenzahl von 16 650 sind 576 Unfälle gemeldet. Von den Unfallverletzten waren 388 männliche und 188 weibliche. Von diesen gemeldeten Unfällen waren 26 als schwere eingestuft. Davon entfielen auf Stanzungen 22, die ausschließlich Fingerverletzungen waren. Der Grund ist in den meisten Fällen darin zu suchen, daß die Schlagbolzen sowie die Hebelbolzen zerbrachen und ein Rückschlagen der Stangen eintrat.

Es wird sich nun jeder fragen, woher die ungeheure Steigerung der Unfälle kommt. Die Erklärung hierfür ist leicht. Im Jahre 1921 hatte die Metallindustrie Berlins noch einen Lohnstau, das heißt also, die Löhne und Arbeitsbedingungen waren verhältnismäßig geregelt. Erst im Jahre 1925 löst sich der Lohnstau. Es hat sich in der Folge eine Erhöhung der Arbeitsbedingungen ohne jede Erhöhung der Lohn-löhne bemerkbar gemacht. Der Unternehmer hat also auf einfache Art und Weise seine Waren billiger geliefert bekommen — auf Kosten der Gesundheit seiner Arbeiter. Im gleichen Zeitraum setzte auch die Rationalisierung der Betriebe ein. Die Rationalisierung ist überall da durchgeführt, wo es sich um Verbilligung von Massenartikeln handelt. Das Arbeitsstempo wird in diesen Betrieben nicht mehr vom Arbeiter, sondern durch die Maschine bestimmt. Der Arbeiter ist also nicht mehr in der Lage, die nötige Obacht bei seiner Arbeit zu verwenden, um Unfälle zu vermeiden.

Für die Metallarbeiter Berlins ist es sehr notwendig, die Organi- sation wieder so zu stärken, daß ein Lohnstau abgefohlen wird, der einträgliche Lohn- und Arbeitsbedingungen nach sich zieht, damit das Durch- dringen der einzelnen Betriebsvereinigungen sowie das Durchdringen der Arbeiter in die Höhe hat. Damit dürfte auch die Möglichkeit gegeben sein, die Unfälle zu vermindern.

An unsere Mitarbeiter

Jeder Verbandskollege muß der Aufschrift an die Zeitung die Nummer seines Verbandsbuches beifügen oder seine Mitgliedschaft von seiner Ortsverwaltung bescheinigen lassen. Und die Frauen unserer Kollegen, die uns mit Briefen besorgen, müssen die Buchnummern ihres Mannes beifügen. Wenn die Buchnummer oder der Mitgliedschaftsausweis fehlt, kann die Aufschrift nicht veröffentlicht werden.

Jeder Mitarbeiter lege der Aufschrift einen mit Aufschrift und Preis- markte versehenen Umschlag bei, damit der Aufsatz zurückgeschickt werden kann, wenn er nicht verwendet wird. Wenn ein solcher Umschlag fehlt, wird angenommen, daß auf die Rücksendung kein Wert gelegt wird.

Man schreibe deutlich und gemeinverständlich und mit Tinte oder Schreibmaschine; man lasse genügend Raum zwischen den Zeilen und benutze nur eine Seite des Blattes.

Für die Betriebsräte und Vertrauensleute gibt es in dieser Beziehung noch reichlich zu tun. Die Sorglosigkeit, mit der Kolleginnen und Kollegen an den Maschinen hantieren, muß endlich aufhören. Es sollte überhaupt nicht mehr vorkommen, daß jemand infolge mangelhafter oder fehlender Schutzvorrichtung einen Unfall erleidet. Die Hauptschuld allerding trifft die Unternehmer, die aus purer Profit- sucht aus dem Arbeiter herausquetschen, was herauszuquetschen ist. Hingru kommt eine übermäßig lange Arbeitszeit, die verbunden mit dem weiten Weg zur Fabrik, den Arbeiter oftmals bis zu 14 Stunden vom Hause fernhält. Aus dem Bericht des Reichsarbeitsverwaltungsamtes ist zu entnehmen, daß von 619 642 Betrieben bloß 117 717, also nur ein Fünftel beschäftigt worden ist. Es liegt also alle Veranlassung vor, darauf zu drängen, daß durch gründlichere Kontrolle der Gewerbe- aufsicht den Unfällen gesteuert wird.

Tarifverträge in Deutschland

Die Reichsarbeitsverwaltung gibt zurzeit in einem Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt Auskunft über den Stand der Tarifverträge Anfang des Jahres 1926. Bemerkenswert an dieser Zusammenstellung ist, daß im Jahre 1925 zum ersten Male wieder seit 1920 eine wenn auch geringe Zunahme der erfaßten Betriebe erfolgte. Am 1. Januar 1926 wurden 788 755 Betriebe und 11 140 521 Beschäftigte von der Tarifvertragsbewegung erfaßt. Die Zahl der erfaßten Betriebe ist zurückgegangen. Die große Arbeitslosigkeit, die im vergangenen Jahre bestand, ist für die meisten Tarifverträge in Deutschland ein Bruchteil gewesen. Daß es den Gewerkschaften gelang, die Tarifverträge zu halten, zeigt ihre Kraft. Sicher ist der Tarifvertrag kein Allheilmittel, sondern nur eine Grundlage, auf der die gewerkschaftlichen Aktionen aufgebaut werden können.

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß mit der Ausbreitung des Tarifvertrages sich der Mangel an gewerkschaftlicher Aktivität vergrößert hat. Viele Kollegen sind der Ansicht, daß durch den Abschluß eines Tarifvertrages alles selbsttätig weiter geht. Sie überlegen nicht, daß Tarifverträge Pausen sind, die zwischen Kapital und Arbeit ab- geschlossen werden. Auch die neueste Statistik zeigt, daß der gemein- schaftliche Arbeitsvertrag zur herrschenden Form in Deutschland ge- worden ist. Im Jahre 1913 wurden erst insgesamt 1 398 597 Per- sonen von Tarifverträgen erfaßt. Am 1. Januar 1926 war die Zahl dieser Personen achtmal größer. Natürlich ist die Zahl der Tarif- verträge nicht allein das Entscheidende, sondern es kommt darauf an, welchen Inhalt diese Tarifverträge haben und wie sie in der Tat durchgeführt werden. In der Vergangenheit ist es vielfach vor- gekommen, daß die Gewerkschaften auf den Abschluß eines Tarif- vertrages verzichteten, weil er nach Lage der Dinge zu solchen Be- dingungen abgeschlossen werden mußte, die einer Verschlechterung gleich kamen. Also der Inhalt der Verträge ist sehr wesentlich. Um diesen Inhalt immer mehr zu vervollkommen, das heißt die Tarifverträge dem Arbeiter immer wertvoller zu machen, dazu sind nur allein harte Gewerkschaften in der Lage. Nicht zuletzt kommt es aber auch auf Selbstzucht und Ordnung der Gewerkschaftsmitglieder an.

Frauenarbeit unter dem „Schutze“ des christlichen Metallarbeiterverbandes

Bekanntlich ist die Nacharbeit für Frauen wie für Arbeiterinnen überhaupt insbesondere in der Zeit von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens unterzogen. Die Firma Neuwahlwerk A.G. in Wenden-Wär- berde nebst ihrem christlich organisierten Betriebsrat scheinen diese Bestimmungen nicht zu kennen. Dort wird in der Werdenerlei in Nach- schicht durch Arbeiterinnen Tag- und Nacharbeit geleistet. Hat die Gewerbeaufsichtsbehörde Kenntnis hierzu ihre Zustimmung erteilt? Wir können nicht glauben, daß diese Frauennacharbeit von der Be- hörde gebilligt wird. Der Schutz der Arbeitskraft durch den Betriebs- rat ist ein sehr zweifelhafter. Die- selbe dürfte dem christlichen Metallarbeiterverband nicht unbet. ... sein, zumal, wie es heißt, sein Einfluß bei der 700 Mann starken Belegschaft ziemlich groß sein soll. Bei der wirklich stattgefundenen Jahrhundertfeier des Bestehens der Firma waren auch die Vertreter des christlichen Metallarbeiter- verbandes — örtliche und zentrale Verwaltung — anwesend. Das „gute“ Einverständnis zwischen Arbeiter und Unternehmer wird bei dieser Gelegenheit in den höchsten Tönen gepriesen. Die Aussprüche der Vertreter des christlichen Metallarbeiterverbandes ließen erkennen, daß der Besch von Aktien des Betriebes, den die christliche Gewerkschaft hat, ohne Einfluß auf die Arbeitsbedingungen ist. In diesem nach außen hin „sozial treuenden“ Betrieb, wie es in glänzenden Reden bei der Jahrhundertfeier betont wurde, billigen scheinbar Vertreter von Arbeiterverbänden verbotene Nacharbeit für Frauen zu. W-n

Fahrräder für Mitglieder

Die Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschafts- bundes hat mit der Lindcar-Fahrradwerk Aktiengesellschaft, die be- kanntlich ein Unternehmen der Bauart der Arbeiter, Angestellten und Beamten A.G. ist, einen Lieferungsvertrag auf Fahrräder ab- geschlossen. Dadurch ist den Mitgliedern der im ADGB zusammen- geschlossenen Gewerkschaften, wozu auch unser Verband gehört, Ge- legenheit geboten, Fahrräder zu wirklich günstigen Bedingungen und Preisen zu beziehen.

Die Arbeiterband hat die Verpflichtung übernommen, für unsere Kollegen den Kaufpreis für je ein Fahrrad an die Lindcar-Fahrrad- werk Aktiengesellschaft zu veranzulagen. Die Räder werden daher ohne jede Anzahlung abgegeben. Die Kaufsumme ist in wöchentlichen Raten von 3 M oder monatlichen Raten von 12 M an die Arbeiter- band zurückzuerstatten.

Die Lindcar-Fahrradwerk Aktiengesellschaft stellt 14 verschiedene Fahrradmodelle her, denen allen der außerordentlich stabile Bau, der preislich leichte Kauf und das gefällige und funktionale Äußere ge- meinsam ist. An erster Stelle sind die kräftigen Tourenräder zu nennen, welche die gegebenen Modelle für die Berufstätigkeit sind. Der Preis beträgt für das Herrenrad, das als Sonnenblende- und Rücken- lötlungsmaschine hergestellt wird, 115 M, für das Damenrad 123 M.

Weiter bringt das Lindcar-Fahrradwerk Fahrräder für Sportli- cken, Knaben- und Mädchenräder.

In Berlin können unsere Kollegen solche Fahrräder bei unserer Ortsverwaltung, Linienstraße 83/85, zwischen 9 und 19 Uhr besichtigen und bestellen.

Von der Eisernen Internationale

(Der Tätigkeitsbericht des internationalen Sekretärs)

Ik. In der zweiten Augustwoche tritt der Kongress des internationalen Metallarbeiter-Bundes in Paris zusammen. Auf seinem letzten Kongress, der vor drei Jahren in Wien stattfand, konnte man hoffen, daß die wirtschaftlichen Dinge nun einen ruhigeren Gang annähmen, daß die Arbeiterschaft eine Atempause erhalte, um die geistigen und organisatorischen Kräfte zu stärken. Die Hoffnung hat sich nicht erfüllt. In den meisten Ländern ist die industrielle Unrast eher noch schlimmer weitergegangen, sind die Berufsgruppen noch wilder hin und her, von einer Krise in die andere geworfen worden. Durch die Nationalisierung wurde die Ausbeutung verschärft und die Selbstentwertung mit dem Abjammern hat der Arbeitslosigkeit eine nie gekannte Ausdehnung gegeben. Das gilt nun zwar für die gesamte Arbeiterschaft, für die der Metallindustrie aber ganz besonders. Was Wunder, wenn die Metallarbeiterschaft allmählich und ununterbrochen in schwere Kämpfe verwickelt war und daß ihr noch weitere und wahrlich nicht leichtere bevorstehen.

Von dem Auf und Nieder der wirtschaftlichen Dinge in der Metallindustrie, von den Kämpfen und auch von den Erfolgen ihrer Gewerkschaften gibt der Tätigkeitsbericht des Sekretärs des Internationalen Metallarbeiter-Bundes ein plastisches Bild. Zwei Dr. Heilelmanns 277 Seiten starken Bericht sind allein mit der Darstellung der wirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Zustände der dem Bunde angeschlossenen Länder gefüllt. Hier ist dem Forscher ein gut Stück der sozialen und industriellen Zeitgeschichte geboten, aber auch von dem jähren Streben der organisierten Metallarbeiter, die Verhältnisse zu verbessern und sie zum Besseren zu wandeln. Die Schilderung ist keineswegs auf Europa beschränkt, sondern auch auf Nordamerika ausgedehnt.

In die Berichtszeit fiel die Reise der Abordnung des Bundes nach den Vereinigten Staaten. Sie setzte sich aus den Kollegen Sig (Wien), Brownlie (London), D. H. M. A. N. (Stuttgart) und Labe (Paris) zusammen. Sie ward (im September 1926) vornehmlich in das größte und kapitalreichste Industriegebiet, um dessen Metallarbeiterorganisationen zum Anschluß an den internationalen Bund zu bewegen. Die vier Kollegen wurden aus der Erwägung heraus abgeordnet, daß die Eisernen Internationale erst dann ihren Namen mit vollem Rechte trage, wenn sie sich auch auf die Neue Welt erstreckt, zumal deren Industrie die maßgebendste der Erde ist und sie die der Alten Welt in einem immer beträchtlicheren Maße beeinflusst und formt. In namhaften Teilen der europäischen Industrie kann kaum noch eine Lohnbewegung geführt werden, ohne daß sich der amerikanische Einfluß geltend macht. So drängte sich ganz von selbst der Abordnung die Notwendigkeit auf, die amerikanischen Lohn- und Arbeitsbedingungen mit eigenen Augen zu schauen. In welchem Umfange dies gelang und was geschaut wurde, ist im einzelnen in dem Bericht des internationalen Sekretärs nachzulesen.

Der Hauptzweck der Reise war, wie gesagt, die amerikanischen Metallarbeiterkollegen für den internationalen Bund zu gewinnen. Ihm hat vor dem Kriege nur eine amerikanische Gewerkschaft, die der Maschinenbauer, angehört. Sie haben nun aber ihre Mitgliedschaft wieder erneuert, was als ein Erfolg der Abordnung zu buchen ist. Es stehen aber immer noch zahlreiche amerikanische Metallarbeitergewerkschaften dem Bunde fern. Wie weit es gelang, auch diese für den Anschluß zu gewinnen, ist aus dem Tätigkeitsbericht nicht bestimmt zu ersehen. Er gibt indessen der Hoffnung Ausdruck, daß sich zu dem Kongress in Paris ein amerikanischer Vertreter einfinden werde.

Auch über den Anschluß der russischen Metallarbeiter findet sich in dem Tätigkeitsbericht eine vier Seiten lange Darstellung. Es wird der Briefwechsel mit der russischen Organisation und alle die Schritte, die in Sachen des Anschlusses unternommen wurden, angeführt. Man erinnert sich noch, daß zu dem Kongress in Wien eine russische Abordnung erschienen war, um zu verhandeln. Seitdem sind die brieflichen und mündlichen Besprechungen weitergegangen. Daß sie zu etwas Ersprießlichem gediehen wären, läßt sich nicht behaupten. Im Februar dieses Jahres fand noch eine Zusammenkunft in Berlin statt, die indessen gleichfalls ergebnislos verlief.

Ein ziemlich Teil der Tätigkeit des Bundes oder seiner Leitung machte die Unterstützung bedrängter Metallarbeiter aus. Die internationale Hilfsbereitschaft war in den Berichtsjahren lebhafter denn je. Die internationale Hilfe hat in keinem Falle versagt, heißt es in dem Bericht. Dank der Tatbereitschaft der Bundesmitgliederschaft hat manchen Anhängern ihres Unternehmens besser zu widerstehen vermocht. Zudem doch von 1920 bis 1926 nicht weniger als 887 000 Schweizerfranken freiwillig gesammelt, wovon 869 000 den Mitgliedschaften zugeführt wurden. Außerdem sind 17 552 Franken freiwillig zur Stärkung der Bundeskasse gespendet worden. Das ist jedoch nicht alles, denn es wurden auch noch erhebliche Summen für internationale Hilfe aufgebracht, die nicht durch das Sekretariat gingen.

Im April 1926 erschien zum ersten Male das „Mitteilungsblatt“ des Bundes. Es wird in Englisch, Französisch und Deutsch in einer Auflage von 2200 herausgegeben. Somit haben die Bundesgenossen ein Blatt, in dem sie ständig internationale Berichte finden. Durch das Blatt sind die Ausgaben etwas gewachsen, aber doch nicht so, daß es einer Beitragserhöhung bedürfte. Der Metallarbeiterbund hat, wie der Bericht hervorhebt, die billige Verwaltung über die niedrigsten Beiträge. Die Beiträge der internationalen Berufssekretariate schwanken zwischen 14 und 90 Gulden je Jahr und je 1000 Mitglieder. Die niedrige Summe gilt für die Metallarbeiter.

Der Eisernen Internationale gehören zurzeit 30 Organisationen in 20 Ländern mit einer Gesamtmitgliedschaft von 1 633 000 an. Die Mitgliedschaft ist von 1924 bis 1926 von 2 131 000 auf 1 633 000 gesunken. Die Gründe für diese Abnahme sind genügend bekannt. Wie die Mitgliederzahl, so hat sich natürlich auch die regelmäßige Einnahme der Bundeskasse geändert. Betrag sie 1924 50 953 Franken, im 1926 48 203 Franken. Hierin sind allerdings die freiwilligen Beiträge zur Stärkung der Bundeskasse enthalten.

Alles in allem: Der Bericht des Sekretärs Sig zeugt von einer Lebhaftigkeit und gewiß nicht erfolgloser Tätigkeit unseres internationalen Bundes. Und er bringt der Zukunft genug für die Hoffnung auf eine noch erfolgreichere Zukunft. Denn die Mitgliedschaft geht wieder aufwärts, damit auch die Kampftätigkeit und der Wille, noch mehr zu vollbringen. Das dürfte der pariser Kongress, was man getrost annehmen kann, noch ausbräutlich bekräftigen.

Die Sprachenfrage in Genf

Auf der jüngsten, der 10. internationalen Arbeiterkonferenz waren 41 Länder vertreten und es wurden nicht weniger als 21 Sprachen gesprochen. Daß, um jeder Möglichkeit gerecht zu werden, die einzelnen Reden Almal übersetzt werden, kann natürlich nicht ernsthaft in Erwägung gezogen werden, im Gegenteil wäre es wünschenswert, eine einzige Sprache als Kongresssprache zu haben. Mit der Bekanntgabe solcher Wünsche und freundlichen Vorschlägen von Konferenzvertretern, die, obwohl sie selber kein Wort Esperanto verstehen, die Verwendung dieser Sprache vorschlugen, ist jedoch auch nientandem geholfen. Wenn Esperanto wirklich zur Welthilfssprache erhoben werden soll, so ließe sich dies nur erreichen, wenn es in allen Ländern schon im Volksschulunterricht eingeführt würde. Selbst in diesem Falle könnte jedoch für das gegenwärtige Geschlecht Esperanto nicht die Lösung der dringlichen Sprachenfrage bedeuten. Denn wie jetzt viele Arbeitervertreter nicht die Zeit finden können, Französisch, Deutsch oder Englisch zu lernen, so haben sie auch nicht die nötige Ruhe, um Esperanto gründlich zu studieren. Dies gilt auch dann, wenn man den Hinweis gelten läßt, daß für die Erlernung von Esperanto eine kürzere Bezahlzeit nötig ist als bei einer anderen Sprache.

Um die bestehenden Schwierigkeiten zu mildern, wurde auf der diesjährigen Arbeiterkonferenz beschlossen, daß die Vertreter in ihrer Muttersprache reden können und die amtlichen Übersetzer des IMA für die Übersetzung ins Französische und Englische Sorge tragen können, während früher vom Internationalen Arbeitsamt nur für die Übersetzung vom Französischen ins Englische oder umgekehrt gesorgt

wurde. Dies ist ohne Zweifel ein Fortschritt, obwohl das Problem damit nicht gelöst ist. Vor allem bei den Verhandlungen in den Kommissionen, wo es gewöhnlich um schwierige und verwickelte Angelegenheiten technischer Art geht, ist es für jene, die weder die französische noch die englische Sprache verstehen, fast unmöglich, gebührend an den Besprechungen teilzunehmen. Dies gilt vor allem für die Arbeitervertreter. Ohne eine Umsprache kann angenommen werden, daß die meisten Arbeitervertreter die Schulbank schon mit 12 oder 13 Jahren mit dem Arbeitsplatz vertauschten und somit wenig Zeit für Sprachstudien hatten. Einer beträchtlichen Gruppe der Arbeitervertreter würde jedoch schon ein großer Dienst geleistet, wenn in die deutsche und aus der deutschen Sprache überetzt würde. Die meisten Arbeitervertreter von Dänemark, Schweden, Polen, Rumänien, der Tschechoslowakei, von Jugoslawien, Ungarn, Holland, Bulgarien, Estland und Lettland, denen die von Deutschland, Österreich und der Schweiz beigefügt werden könnten, können sich wohl der deutschen, jedoch nicht der französischen oder englischen Sprache bedienen. Vergleicht man nun noch die Bedeutung der Bewegungen dieser Länder mit jenen, wo englisch oder französisch gesprochen wird, so können sie ohne Zweifel auf die Möglichkeit der Verwendung der deutschen Sprache Anspruch erheben.

Da das IMA, wie der Name besagt, eine Einrichtung für die Arbeiter ist, muß man ihnen auch die Möglichkeit geben, an der Arbeit in vollem Umfange teilzunehmen.

Wie bereits gesagt, wurde auf der diesjährigen Konferenz ein Fortschritt erzielt. Trotzdem besteht jedoch in den Kreisen der Arbeiter noch kein Grund zur wirklichen Zufriedenheit, solange nicht die deutsche Sprache in jeder Hinsicht mit den zwei anderen Verhandlungssprachen gleichgestellt ist. Selbst dann wird noch keine ideale Lösung erreicht sein. Denn jedes Jahr nimmt die Zahl der Arbeitervertreter zu, die nur spanisch spricht. Immerhin wäre mit der Einführung der deutschen Sprache einer belangreichen Gruppe von 14 Ländern geholfen. Wenn man die Anteilnahme für das IMA von Delegierten von Ländern fördern will, wo die Gewerkschaftsbewegung mindestens so bedeutend ist wie in den Ländern der kleinen Gruppe, wo französisch, oder der größeren Gruppe, wo englisch gesprochen wird, so muß man in Genf auch einsehen, daß die deutsche Sprache nicht länger so stiefmütterlich behandelt werden darf.

Von der skandinavischen Arbeiterbewegung

Daß die Gewerkschaftsbewegung der drei skandinavischen Länder Dänemark, Schweden und Norwegen einer gemeinsamen Betrachtung unterzogen wird, entspricht dem innigen Verhältnis, in dem die Gewerkschaften dieser Länder zueinander stehen. Die Gemeinsamkeit besteht sich auf die gegenseitige Unterstützung bei Arbeitskämpfen, Reise- und Arbeitslosigkeit. Auch können Mitglieder einer Organisation vordringliche Mitglieder in einem anderen Lande werden. Unsere dänischen, schwedischen und norwegischen Studenorganisationen, die Metallarbeiterverbände, arbeiten seit vielen Jahren zusammen. Ein gegenseitiger Vertrag gibt der Zusammenarbeit eine feste Grundlage. Bei einem Arbeitskämpfe in einem Lande setzt vertragsgemäß die Unterstützung durch die anderen Länder ein, wodurch hinter jedem Arbeitskämpfe eine größere Macht steht.

Die Entwicklung der Industrie setzte in den nordischen Staaten erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein. Heute sind in Schweden und Dänemark etwa 60 % der Bevölkerung in Industrie, Handel und Verkehr beschäftigt, während der Satz in Norwegen etwa 45 % beträgt. So konnte die Gewerkschaftsbewegung, die nach den Anfängen der Industrie in den achtziger Jahren aufkam, zu einer stattlichen Bewegung werden.

Schweden, das bis zur Jahrhundertwende überwiegend Agrarstaat war, hat 6 Millionen Einwohner, davon 500 000 gewerkschaftlich organisierte Leute. Aus kleinen Vereinen, die teilweise aus zünftigen Geilden hervorgingen, sind mächtige Gewerkschaften geworden, die sehr stark das Bestehen haben, sich zu Industrieorganisationen auszuwickeln. Heute gibt es in Schweden mehr Verbände als in Deutschland. Der Hundertteil der Organisierten ist in einigen Industriezweigen besser als bei uns. Im Durchschnitt sind 42 % der Arbeiter organisiert, in einigen Berufszweigen ist der Durchschnitt noch besser. So sind von den Postangestellten 94 %, den Tabakarbeitern und Malern 88 % in der Gewerkschaft vereinigt. Dann folgt der Metallarbeiterverband mit 75 bis 80 %, ein Verhältnis, das im Vergleich zu anderen Ländern als sehr gut zu bezeichnen ist. Erfolgreich ist die Zunahme der Mitglieder in den letzten Jahren. Daß die schwedischen Gewerkschaften mit Erfolg arbeiten, geht daraus hervor, daß sie einen Reallohn erreicht, der den der Vorkriegszeit weit übersteigt. Nach einer für die Weltwirtschaftskonferenz ausgearbeiteten Denkschrift des Internationalen Arbeitsamtes ist der Reallohn in den skandinavischen Ländern im Durchschnitt aller Industriezweigen über den von 1914 um 20 bis 25 % hinaus.

In Dänemark ist gleichfalls ein erfreulich großer Teil von Arbeitern gewerkschaftlich organisiert. Wenn wir alle Arbeiter, auch die Landarbeiter und die Arbeiterinnen, die ja in den meisten Ländern schlecht organisiert sind, zusammenrechnen, so hat Dänemark etwa 570 000 organisationsfähige Arbeiter, von denen 312 000 einer Gewerkschaft angehören. Leider sind diese organisierten Arbeiter nicht alle in einer Spitzenorganisation zusammengefaßt. Die große Lohnspanne zwischen gelehrten und ungelehrten Arbeitern führte zu Streitigkeiten, die deshalb zum Austritt der Ungelehrten aus dem Gewerkschaftsbund führten, ein Zustand, der sich bei Tarifabschlüssen recht hemmend bemerkbar macht.

Auf dem Jahreskongress des dänischen Gewerkschaftsbundes im Mai dieses Jahres wurde die Einsetzung einer Kommission beschlossen, die die Einigung vorbereiten soll. Da keine grundsätzlichen Unterschiede bestehen und die Einstellung der arbeitensfreundlichen Bauernregierung und des Unternehmertums eine Zusammenfassung aller Kräfte verlangt, ist anzunehmen, daß die Einigung zustande kommt.

Wie oben schon erwähnt wurde, konnten die dänischen Gewerkschaften den Reallohn über den Stand der Vorkriegszeit hinaus verbessern. In Dänemark wurden mit der Inflation, die allerdings nicht mit der großen in Deutschland zu vergleichen ist, Indexlöhne eingeführt, das heißt die Löhne verändern sich mit dem Preisstand der Lebenshaltung. Mit der Deflation setzte eine leichte Preissteigerung ein, so daß auch die Löhne sanken. Damit setzte ein Kampf gegen die Indexlöhne ein, und da der Index weiter gesunken ist, geht der Kampf um den Lohn und auch um die sonstigen Arbeitsbedingungen weiter, der deshalb schwer zu führen ist, weil Dänemark unter Arbeitslosigkeit leidet.

Auch die norwegischen Gewerkschaften haben einen schweren Kampf zu führen. Die ausgedehnte Arbeitslosigkeit ermuntert die Kapitalisten zum Kampf gegen die Arbeiter. Bereits im vorigen Jahre wurden Lohnkürzungen vorgenommen, um den Lohn an die gesunkenen Preise anzugleichen. Im März und April nahmen die Unternehmer Ausparierungen vor, um die Löhne weiter um 25 % zu vermindern. Was aber von den Gewerkschaften in Norwegen besonders Kampfbereitschaft verlangt, ist die Tatsache, daß im Mai dieses Jahres ein Gesetz über Arbeitsfreitigkeiten in Kraft getreten ist, das den gewerkschaftlichen Kampf stark einengt. Nach diesem Gesetz wird ein Schiedsgericht gebildet, das sich aus fünf Personen zusammensetzt, von denen der Vorsitzende und zwei Personen von der Regierung, aber nur je ein Vertreter auf Vorschlag der Arbeiter- und Unternehmerorganisationen ernannt werden. Vor diesem Schiedsgericht kommen alle Streitigkeiten, die die Regierung nicht durch Kampf ausgetragen sehen will. Hohe Strafen und Schadenersatzleistungen fallen den Gewerkschaften zu, wenn sie die Entscheidungen nicht befolgen. Die Unternehmer haben auf dieses Gesetz gewartet; denn kurz nach seinem Inkrafttreten haben sie die Ausparierung auf und wollen zu den alten Bedingungen arbeiten lassen, bis das Schiedsgericht eine Entscheidung gefällt hat.

Lebensverhältnisse der russischen Arbeiterschaft

Der „Trud“ vom 23. Juni bringt eine Zuschrift eines Arbeiters aus dem Ural, die unter der Überschrift: „Schmutz, Kälte, Gestank“ veröffentlicht wird. Es heißt in diesem Brief:

In den Arbeiterkajernen der leinischen Bergwerke findet man auf den Böden statt Matratzen Holzbock mit Schmutz und Wägen bedeckt. Häufig schläft der Arbeiter auf vollständig unbedeckten Brettern. Viele Wohngebäude haben überhaupt keine Abfallgruben. Sämtlicher Abfall und Schmutz wird am Eingang ausgeschüttet oder ganz einfach aus dem Fenster gegossen. Der Gestank ist unbeschreiblich. Im Winter ist es nicht besser. Infolge der Unregelmäßigkeit, mit der die Kohle geliefert wird, sitzt der Arbeiter ganze Monate lang im ungeheizten Raum. Selbst wenn endlich Heizkohle beschafft wird, so in der Regel nicht in dem Umfang, wie das erforderlich ist. Gemäß dem Tarifvertrag ist die Truidverwaltung verpflichtet, jedem Bergarbeiter ein Wasserfass zu liefern, da die nächsten Wasserbehälter von der Arbeitsstelle 1 bis 2 Werst (1 Werst = 1 Kilometer) weit entfernt sind. Der Tarifvertrag ist im Dezember abgeschlossen worden, aber auch heute gibt es keine Wasserfaschen. Die Arbeiter verlieren bei der Beschaffung von Wasser häufig eine ganze Arbeitsstunde.

Die nächste Zuschrift (in derselben Nr. 139 des Trud) eines Arbeiters von der Neumofischen Spinnerei trägt die Überschrift: „Trunkucht und Prügelei“. Es heißt in ihr u. a.: „Schmutz, Engigkeit und Gestank nehmen überhand. Zudem verbreitet sich das Molluskenwesen in der Kaserne forgesetzt. Junge und Alte beteiligen sich an allerhand Roheiten. Während der Feiertage und nach den Jagdtagen ist Spektakel und Prügelei eine alltägliche Erscheinung in der Kaserne. Auch das Gafarispiel steht in hoher Wülste und wird Tag und Nacht betrieben. In den Kammern für 2 bis 3 Menschen wohnen tatsächlich 2 bis 3 Familien, also 8 bis 9 Personen. Alles ist mit Stidluft und Gestank erfüllt. In den Gängen herrscht, wenn die Wände gereinigt werden, ein Gestank, der in die Augen schneidet. Der Gestank dringt auch in die Wohnkammer und läßt sich von da überhaupt nicht mehr austreiben. Es befehen allerdings „Note Eden“. Zu Anfang gingen auch die Arbeiter dahin, um Zeitung zu hören und Radio zu hören. Jetzt aber werden die Zeitungen und Zeitschriften verschleppt, das Radio steht still und meist ist die „Note Eden“ überhaupt verschlossen. Es gehen nur noch die Kinder Mädchen mit den Kindern hin und verursachen einen derartigen Spektakel, daß gar keine Möglichkeit besteht, irgend etwas zu lesen.“

Eine weitere Zuschrift (Trud Nr. 139) aus dem Samaratzen Gouvernement schildert die Arbeitsverhältnisse auf einem Getreidepeicher: „Ungeachtet dessen, daß ein allgemeiner Tarifvertrag besteht, der eine Verlängerung des Arbeitstages unterlag, wird der Achtstundentag in allen Werksstätten überschritten. Der Durchschnittsarbeitslag der Wirungsstellen beim Elevator beträgt 9 1/2 Stunden, während die durchschnittliche Arbeitszeit des Arbeiters nicht weniger als 10 1/2 Stunden ausmacht. Die Proteste der Verbände haben auf die Verwaltung gar keine Wirkung. In der Regel sucht die Verwaltung des Elevators den Wornirken der Gewerkschaften dadurch zuzuwinkeln, daß sie zu dem täglichen Verdienst eine zeitweilige „Zulage“ von 10 bis 15 % für Überstundenarbeit bewilligt. Als Ergebnis dieser Gesuchgebung sehen sich die Arbeiter und Angestellten gezwungen, während der Zeit der großen Getreidezufuhren 60 bis 80 Stunden in der Woche zu arbeiten.“

Bezahlung für wissenschaftliche Arbeiter

Der Rat der Volkskommissare hat laut Trud vom 25. Juni beschlossen, das Gehalt der Professoren der Hochschule von 110 auf 140 Rubel im Monat für eine sechsstündige Wochenvorlesung zu erhöhen (1 Rubel = 1 M. seiner Kaufkraft nach). Für die Dozenten soll die Erhöhung 20 Rubel (von 70 auf 90 Rubel) betragen. Den technisch-wissenschaftlichen Mitarbeitern der Hochschulen wird eine Erhöhung von 5 Rubel im Monat, von 60 auf 65, den Lehrern der Arbeiterfakultäten und der technischen Schulen von 60 auf 72, den Lehrern der sowjetischen Parteischulen von 55 auf 70 und den Instruktoren der Punkte für Weiterbildung des Alphabetentums von 37 auf 42 Rubel im Monat zugewilligt. In der Gruppe der wissenschaftlichen Institutionen des Gesundheitskommissariats soll den leitenden wissenschaftlichen Kräften das Gehalt von 100 auf 125 Rubel aufgebessert werden. Den leitenden Personen der Krankenhäuser des Kommissariats von 85 auf 110 Rubel. Außerdem sollen die älteren und jüngeren Assistenten, die Dozenten, die Zahnärzte, die Laboranten usw. eine Aufbesserung ihres Gehalts in Höhe von 15 bis 20 % erfahren. Auch die Lehrkräfte des Landwirtschaftskommissariats, die in den wissenschaftlichen Anstalten des Kommissariats tätig sind, sollen eine Aufbesserung ihrer Bezüge erhalten. Weiterinrägen, die sich der Seuchengefährdung widmen, soll das Gehalt von 65 auf 90 Rubel monatlich erhöht werden. Im Durchschnitt wird das Gehalt allen der genannten Gruppen wissenschaftlicher Arbeiter im Bildungs-kommissariat, im Gesundheitskommissariat und im landwirtschaftlichen Kommissariat um 15 bis 30 % aufgebessert werden. Diese Verfügung des Rates der Volkskommissare tritt am 1. Oktober 1927 in Kraft.

Neunstündige Arbeitszeit in China

Der Marschall Fengshiang, der als christlicher General bekannte chinesische Heerführer, der auf Seite der Kantonomie an dem chinesischen Streik teilnimmt, hat für die unter seiner Herrschaft stehenden Provinzen Szechu und Kansu ein Arbeitsgesetz erlassen, das für Handarbeiter eine neunstündige, für Kopfarbeiter eine elfstündige Arbeitszeit vorsieht. Unter den chinesischen Verhältnissen bedeutet die neunstündige Arbeitszeit eine Umwälzung, die vor kurzem kaum vorstellbar gewesen wäre. In der Tat, denn es gibt in China nur Unternehmungen, wo 14, 15, 16, sogar bis 18 Stunden täglich, häufig ohne Unterbrechung oder nur mit einer ganz kurzen Ruhepause gearbeitet wird. Fabriken mit 8-, 9- und 10stündiger Arbeitszeit gibt es ganz wenige. Für chinesische Verhältnisse ebenso unzulässig sind die anderen Verfügungen des Arbeitsgesetzes, die für Kraftfahrern die Arbeitszeit um eine Stunde verkürzen und ein Arbeitsverbot für Kinder unter 14 Jahren enthalten. Bisher unterlag die Kinderarbeit in China gar keinen Beschränkungen. In den meisten Fabriken hatten die Kinder, auch solche unter 12 Jahren, eine ebenso lange Arbeitszeit wie die Erwachsenen, von 6 Uhr früh bis mitternachts, von 4 Uhr morgens bis 8 Uhr abends usw., und zwar in überfüllten, schlecht gelüfteten Fabriken an Maschinen ohne Schuttbarricaden. Kein Wunder, daß bei den häufigen Unfällen die größte Zahl der Opfer auf die Kinder entfiel. Das neue Arbeitsgesetz gibt einem jeden Arbeiter mindestens einen halben Tag in der Woche frei, oder wenigstens 10 Tage im Jahr, außerdem einen Tag zu den hohen Festen. Auch dies bedeutet für China einen Fortschritt. Gegenwärtig arbeiten die meisten Fabriken und Werksstätten 7 Tage in der Woche, nur zweimal im Monat wird gefeiert. Es gibt aber auch Unternehmungen, zum Teil die Seidenunternehmungen in Szechu, wo die Arbeiter bloß vier Arbeitstage im Jahr haben, die vier größten nationalen Feiertage. Für Schwangere Frauen enthält das Arbeitsgesetz 8 Wochen Urlaub mit Lohn, eine Bestimmung, die selbst in den modernsten europäischen Ländern kaum anzutreffen ist. Weitere Maßnahmen des Arbeitsgesetzes sind: Arbeitsverträge dürfen nur auf ein Jahr abgeschlossen werden — eine Bestimmung, die die Zwangsarbeit, die heute von perfekten Unternehmen auf Grund von langjährigen Verträgen erzwungen wird, verbieten soll. Der Arbeiter erhält Kündigungrecht. Für das öffentliche Wohl wird die „Pflichtarbeit“ eingeführt.

Es ist anzunehmen, daß auch in den anderen von der Kantonomie eroberten Gebieten eine Regelung der Arbeitszeit und der Arbeitsverhältnisse in ähnlichem Sinne erfolgen wird. Doch kann man auf eine einheitliche Regelung für ganz China so lange nicht rechnen, als aus den zerstückelten Verwaltungsgebieten nicht ein einheitlicher Staat gebildet werden kann.

